Patrick Schmidt

Bettler, Kriegsinvaliden, Körpersensationen

Beeinträchtigte Menschen in printmedialen Diskursen des 17. und 18. Jahrhunderts

Disability History

campus

© Campus Verlag GmbH

Disability History

Herausgegeben von Gabriele Lingelbach, Elsbeth Bösl und Maren Möhring

Band 5

Patrick Schmidt, Dr. phil., lehrt als Privatdozent Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Rostock.

© Campus Verlag GmbH

Patrick Schmidt

Bettler, Kriegsinvaliden, Körpersensationen

Beeinträchtigte Menschen in printmedialen Diskursen des 17. und 18. Jahrhunderts

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Oestreich-Stiftung

Zugleich Habilitationsschrift an der Universität Rostock (Philosophische Fakultät) 2015.

ISBN 978-3-593-50713-2 Print
ISBN 978-3-593-43750-7 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.
Copyright © 2017 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung 13

Zur methodischen Grundhaltung dieser Arbeit 13

Ein erster Blick auf die Forschungslage 21

Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsziele 27

Der Quellenkorpus und die Methoden der Erhebung und Auswertung 34

Die Wahl der Untersuchungsräume und die Möglichkeiten und Grenzen eines vergleichenden Ansatzes 45

Zum Aufbau des Buches 52

1. Zur Theorie der Disability Studies und der Disability History 55

1.1 Die Modernisierungskritiken der Disability Studies: eine kritische Perspektive 55

1.1.1 Die zwei Stränge der Modernisierungskritik in den Disability Studies 56

1.1.2 Mechanismen einer Idealisierung der. Vormoderne und Negativbewertung der Moderne 62

1.1.3 Die Ambivalenzen der modernen ›Behindertenhilfe‹ 76

1.2 Gemäßigter Konstruktivismus und Methodenpluralismus Die theoretischen Voraussetzungen dieser Studie 79

© Campus Verlag GmbH

1.2.1 Grundfragen des Nachdenkens über »Behinderung«: Natur und Kultur, Erfahrung und Diskurs, Konstanz und Historizität ... 79
1.2.2 Zentrale Positionen der Disability Studies und die Debatte über das »soziale« und das »kulturelle« Modell von Behinderung ... 84
1.2.3 .Ein Plädoyer für theoretischen und methodischen Pluralismus ... 96
1.3 Kritische Bemerkungen zur Foucault-Rezeption in den Disability Studies ... 102

2. Das diskursgeschichtliche Profil dieser Studie ... 112
2.1 Die Diskurstheorie des beeinträchtigten Körpers ... 112
2.2 Die methodische Herausforderung: Eine historische Diskursanalyse ohne Diskurs? ... 126
2.3 Zu den in dieser Arbeit (re)konstruierten Diskursen und zur diskursgeschichtlichen Methodik ... 135

3. Forschungsüberblick: Studien über körperlich und sensorisch beeinträchtigte Menschen in der Frühen Neuzeit ... 148

4. Die britische, deutsche und französischsprachige Presse im 17. und 18. Jahrhundert ... 161

5. Vier Diskurse, in denen Beeinträchtigungen häufig thematisiert wurden ... 188
5.1 Armut und Armenfürsorge ... 188
5.1.1 Verlautbaren und erläutern: obrigkeitliche Politik ... 199
5.1.2 Repräsentationen mittelloser Behinderter zwischen verschämten Armen und betrügerischen Bettlern ... 208
5.1.3 Mittellose Behinderte in aufklärerischen Reformdiskursen ... 232
5.1.4 Kriegsinvaliden im Ancien Régime und im Zeitalter der Revolutionen ... 247
5.1.5 Zwischenfazit ... 277

© Campus Verlag GmbH

5.2 Der Diskurs der außergewöhnlichen Körperlichkeit 279

5.2.1 Missgebildete Neugeborene als Prodigien 288

5.2.2 Der medizinische Blick: Sektionsberichte und Diagnosen 298

5.2.3 Behinderung als Spektakel: Druckmedien im Umfeld der Freakshows 311

5.2.4 Zwischenfazit 341

5.3. Der Diskurs der Krankheit und Heilung 343

5.3.1 Die Heilungsversprechen der Quacksalber 343

5.3.2 Hoffnung auf Heilung im alten und neuen Gewand: Heilbäder und Elektrizität 359

5.3.3 Die Hoffnung auf Heilung und die Wahrnehmung beeinträchtigter Menschen 363

5.4 Der pädagogische Diskurs: Berichterstattung über Blinden- und Gehörlosenbildung 368

5.4.1 Gelegentliche Nachrichten: Sonderpädagogische Versuche vor 1750 373

5.4.2 Die Berichterstattung über die Blinden- und Gehörlosenbildung im Zeitalter ihrer Institutionalisierung 383

5.4.3 Zwischenfazit 399

6. Interpretationsperspektiven 403

6.1 Behinderung und Geschlecht 405

6.2 Behinderung in den sozialen Eliten 426

6.3 Behinderung und Religion 441

6.4 Behinderung und Arbeit 454

6.5 Behinderung als Argument, Metapher und Allegorie 464

6.6 Übereinstimmungen und Differenzen, Kontinuität und Wandel 485

© Campus Verlag GmbH

7. Schlussbetrachtung 505

Anhang 517

Verzeichnis der zitierten Artikel und Werbeanzeigen aus Zeitungen und Zeitschriften 517

Quellen- und Literaturverzeichnis 522

© Campus Verlag GmbH

Vorwort

Den ersten Denkanstoß, mich mit der Geschichte beeinträchtigter Menschen zu beschäftigen, gab mir eine Quelle, die ich während der Recherchen für meine Doktorarbeit im *Cabinet des Estampes et dessins* in Straßburg entdeckte. Auf der Suche nach Zeugnissen zünftischer Erinnerungskulturen fand ich in einem Zunftbuch einen handschriftlichen Eintrag und ein Selbstporträt Matthias Buchingers, der den Lesern auf den folgenden Seiten mehrfach begegnen wird. Buchinger hat der Straßburger Zunft zur Stelz wahrscheinlich nicht angehört - aber die Korporation gab ihm 1711 Gelegenheit, sich in ihrem Stammbuch zu verewigen. Buchinger war von sehr kleinem Wuchs – im zeitgenössischen Sprachgebrauch ein »Zwerg« – und war ohne Hände und Füße zur Welt gekommen. In dem Straßburger Zunftbuch betont er, dass er sowohl sein Porträt als auch den begleitenden Text selbst mit »der fädter gezeignet und geschrieben« habe. Obwohl mein Erkenntnisinteresse damals ein ganz anderes war, habe ich diesen Quellenfund im Gedächtnis behalten. Er hat mir vor Augen geführt, dass es – was eigentlich selbstverständlich ist – auch in der Frühen Neuzeit Menschen gab, die in der Gegenwart als »körperlich behindert« bezeichnet werden würden. Zugleich war mein Eindruck, dass damals, im Jahr 2004, aus der Forschungsliteratur über diese Menschen kaum etwas zu erfahren war.

Aus dieser ›Begegnung‹ mit Matthias Buchinger hat sich auf etwas verschlungenen Wegen mein Habilitationsthema entwickelt. Die Biographie eines solchen Menschen zu schreiben, wäre mir reizvoll erschienen, aber mir wurde bald klar, dass die Quellenüberlieferung ein solches Buch nicht hergeben würde. Menschen wie Buchinger konnten als »armless wonders« zu kleinen Berühmtheiten werden. Aber sie waren nicht prominent genug, um die umfangreiche und einigermaßen lückenlose Überlieferung zu hinterlassen, die erforderlich wäre, um ihre Lebensgeschichten zu schreiben. Auch schien mir, dass etwas Anderes für die Geschichtswissenschaft relevanter wäre: Nämlich zu rekonstruieren, was in der Frühen Neuzeit über

© Campus Verlag GmbH

körperlich und sensorisch beeinträchtigte Menschen gedacht, geschrieben und publiziert werden konnte. Dies zumindest in Ansätzen zu leisten, ist das Ziel des vorliegenden Buches.

Es zu schreiben, ist für mich zu einer besonderen intellektuellen und ethischen Herausforderung geworden. Anders als es bei Zeithistorikern der Fall ist, sind Frühneuzeit-Spezialisten meist in der komfortablen Lage, sich in ihrer Forschung nicht mit drängenden politischen oder moralischen Fragen auseinandersetzen zu müssen. Zwischen der Gegenwart und der Epoche, die wir untersuchen, liegt eine so große Distanz, dass es nicht nur gestattet, sondern auch wissenschaftlich geboten erscheint, die letztere nicht an den Maßstäben der Ersteren zu messen: Kein frühneuzeitliches Gemeinwesen war im modernen Sinne demokratisch oder rechtsstaatlich verfasst; keines hat die Gleichberechtigung der Geschlechter realisiert; ethnische, religiöse und sexuelle Minderheiten zu diskriminieren, war in ihnen Normalität; ebenso wie die Anwendung militärischer Gewalt als Mittel der Politik. Im Weltbild der Epoche war die Annahme fest verankert, dass Menschen ungleich geboren werden und nicht gleich. ›Unsere‹ politischen und ethischen Idealvorstellungen können daher kein sinnvoller Maßstab zur Beurteilung frühneuzeitlicher Gemeinwesen sein. Das schien mir klar, als ich anfing, mich mit der Geschichte beeinträchtigter Menschen zu beschäftigen.

Doch schnell wurde ich mit dem Umstand konfrontiert, dass Disability Studies und Disability History Forschungsfelder sind, in denen dies geradezu systematisch anders gesehen wird. Aus vielfältigen und guten Gründen fassen diese Disziplinen historische Forschung als politisch auf – auch dann, wenn sie sich weit zurückliegenden Epochen widmet. Viele Vertreter der Disability Studies möchten gesellschaftsverändernd wirken – helfen, eine gerechtere Welt zu schaffen. Und sie erforschen Geschichte, um sowohl die Wurzeln moderner Diskrimierungspraktiken zu finden als auch alternative Entwürfe für ein inklusiveres Zusammenleben beeinträchtigter und nicht-beeinträchtigter Menschen.

Das erscheint mir einerseits legitim und wichtig. Andererseits lag und liegt mir das Ideal einer möglichst ›werturteilsfreien‹ Forschung am Herzen. Und die Generalthese der Disability Studies, der zufolge Menschen in keiner Weise durch ihre Körper »behindert« *sein*, sondern ausschließlich aufgrund gesellschaftlicher Praktiken und Diskurse »behindert« *werden* können, hat mich nie gänzlich überzeugt. Solche Praktiken und Diskurse prägen zweifellos das Leben von Menschen, deren Körper von normativen

© Campus Verlag GmbH

Erwartungen abweichen, in hohem Maße. Aber ist tatsächlich eine Gesellschaft denkbar, in der es keinerlei Nachteile bedeuten würde, blind, gehörlos oder querschnittsgelähmt zu sein? Wenn ich mir solche skeptischen Fragen in bezug auf Grundpositionen der Disability Studies und der Disability History stellte, war mir indes zugleich klar, dass es mir als einer »temporarily abled person« nicht möglich war und ist, die Erfahrungen von Menschen, die als »behindert« etikettiert werden, nachzuvollziehen. War meine Skepsis gegenüber den gerade skizzierten Positionen nicht dem Dünkel und der Ignoranz eines Menschen zuzuschreiben, der nicht beurteilen kann, wovon er spricht?

Die Auseinandersetzung mit solchen Fragen hat mich Zeit und Mühe gekostet. Sie hat mich in einer Weise mit mir selbst konfrontiert, wie es vorherige Forschungen nicht ansatzweise getan haben. Und sie hat in dem recht ausführlichen theoretischen Teil der Studie ihren Niederschlag gefunden. Ob ich den Fragen gerecht geworden bin, mögen die Leser dieses Buches beurteilen.

Mein herzlicher Dank gilt zunächst Horst Carl, Markus Völkel und Hillard von Thiessen. Sie alle haben das Entstehen dieser Studie mit freundlichem Interesse begleitet und mich ermuntert, obwohl – oder weil – die Disability History für sie Neuland war. Eine Reihe von Institutionen haben mir durch materielle Förderung das intellektuelle Abenteuer, das ein solches Projekt darstellt, erst ermöglicht. Das gilt für die Alexander von Humboldt Stiftung. Sie hat das Projekt mit einem Feodor-Lynen-Stipendium und einem sich anschließenden Rückkehrstipendium gefördert. Diese haben es mir ermöglicht, in Cambridge und Konstanz wichtige intellektuelle Anregungen zu empfangen. Das Deutsche Historische Institut in London hat mir mit einem Postdoc-Stipendium für einen Monat Forschungen in der British Library ermöglicht. Das Deutsche Historische Institut in Paris hat mir kein Geld gegeben – aber ein Zimmer und ein Bett. Die Möglichkeit der Unterbringung in den Gästezimmern des Instituts hat meine Forschungen in Paris enorm erleichtert. Die Gerhard Oestreich-Stiftung hat die Entstehung dieses Buches mit einem Druckkostenzuschuss gefördert. Allen diesen Institutionen gilt mein Dank. Richard J. Evans, Ulinka Rublack und Rudolf Schlögl haben meine Bewerbungen bei der Humboldt-Stiftung unterstützt, wofür ich dankbar bin.

Sebastian Barsch, Anne Klein, Pieter Verstraete, Alison Montgomery und Martin Atherton haben mir die Möglichkeit eröffnet, meine Ideen bei Tagungen zur Diskussion zu stellen. Für die Möglichkeit, dasselbe in den

© Campus Verlag GmbH

Forschungskolloquien der Deutschen Historischen Institute in Paris und London zu tun, danke ich Gudrun Gersmann und Andreas Gestrich. Melissa Calaresu und William O'Reilly haben mich zu einem Vortrag im Early Modern European History Seminar an der University of Cambridge eingeladen, Rudolf Schlögl ins Oberseminar für frühneuzeitliche Geschichte an der Universität Konstanz. Ihnen sei für die intellektuellen Anregungen gedankt, die ich bei diesen Anlässen erhalten habe.

Cordula Nolte und Bianca Frohne haben mich bei Tagungen des Projektes Homo debilis an der Universität Bremen als Zuhörer willkommen geheißen und mich dem dazugehörigen Forschungsnetzwerk assoziiert. Beides war sehr hilfreich. Dass aus der Habilitation das Buch geworden ist, das Sie in Händen halten, ist ganz wesentlich Gabriele Lingelbach zu verdanken, die als eine der Reihenherausgeberinnen dafür plädiert hat, die Studie in die Reihe »Disability History« aufzunehmen. Beim Campus Verlag sei Jürgen Hotz als stets freundlichem und geduldigem Lektor gedankt und Julia Flechtner für wertvolle Hinweise zur Formatierung des Manuskripts. Annedore Neumann gebührt ein großer Dank für ihr sorgfältiges Korrekturlesen. Alle verbleibenden orthographischen und grammatikalischen Fehler habe ich selbst zu verantworten.

Danken möchte ich last but not least jenen Menschen, welche nicht beruflich, sondern privat in die Entstehung des Buches involviert waren. Sigrid Schieber und Anja Mikler haben Teile des Manuskripts kritisch gegengelesen. Ulrike Kändler, Kerstin Weiand und Dörte Lerp – um nur einige Namen zu nennen – haben als Freundinnen und Kolleginnen ein offenes Ohr für meine Gedanken zur Thematik dieses Buches gehabt. Henrike Schmidt und Annedore Albrecht waren immer davon überzeugt, dass aus diesen Gedanken schon irgendwann ein Buch wird – was sehr geholfen hat.

Ich widme dieses Buch dem Gedächtnis meiner Eltern Karin und Peter Schmidt. Und ich widme es meiner Verlobten Eva-Maria Senu. Meine Habilitation wird für mich immer mit unserer Beziehung verbunden sein – denn wir lernten uns in den letzten Monaten des Schreibens kennen.

© Campus Verlag GmbH

Einleitung

Zur methodischen Grundhaltung dieser Arbeit[1]

Im September 1780 publizierte der *Mercure de France* ein Gedicht unter dem Titel »Les jambes de bois, conte«.[2] Den Gegenstand des Gedichtes bildet die Begegnung des lyrischen Ichs mit einem ihm unbekannten Bauern. Dieser hat zwei Holzbeine. Das lyrische Ich beginnt ein Gespräch mit dem Bauern, das bald eine unerwartete Wendung nimmt:

Comme j'avois un peu d'ennui,
Je m'approchai, pour causer avec lui.
Tout en causant je crus bien faire
De lui jurer qu'au fond du cœur
Je prenois part à son malheur.
Qu'appelez-vous, malheur? dit–il presque en colère,
Ce malheur est un bien dont j'ose me vanter,
Dont mon cœur s'applaudit sans cesse;
Et si mon sort vous intéresse,
Vous devez m'en féliciter.[3]

---

1 In dieser Arbeit wird die männliche Form verwendet, wenn Gruppen von Personen bezeichnet werden. Dabei sind stets alle Geschlechter mitgemeint.

2 Mercure de France, 2. September 1780, S. 5–7.

3 Ebd., S. 6. Übersetzung: »Da mir etwas langweilig war, / Näherte ich mich ihm, um mit ihm zu plaudern. / Während ich dies tat, erschien es mir gut, ihn wissen zu lassen, dass ich von Herzen / Anteil an seinem Unglück nehme. / Was nennen Sie ein Unglück? sagte er, beinahe wütend, / dieses Unglück ist ein Gut, dessen ich mich zu brüsten wage / An dem mein Herz sich ohne Unterlass erfreut / und falls Sie an meinem Los wirklich Anteil nehmen, / sollten Sie mich zu ihm beglückwünschen.« Diese und alle folgenden Übersetzungen längerer französischsprachiger Zitate stammen von mir. Sie genügen sicherlich weder den Ansprüchen von französischen Muttersprachlern noch denen von Romanistinnen. Allen anderen Lesern können sie hoffentlich gleichwohl den Sinn dieser Zitate vermitteln.

© Campus Verlag GmbH

Der Bauer, in der Sprache unserer Zeit ein körperlich schwerbehinderter Mensch, gibt dem lyrischen Ich, mutmaßlich einem nicht-behinderten Menschen, zu verstehen, er wolle keineswegs dafür bemitleidet werden, dass er auf Prothesen durchs Leben gehe. Im Folgenden legt er dem Passanten dar, warum er es vielmehr als vorteilhaft betrachte, zwei Holzbeine zu haben. Er spare Geld, weil er keine Schuhe und Strümpfe benötige. Im Gelände könne er sich bewegen, ohne fürchten zu müssen, er könne sich die Füße stoßen oder von einem Hund in die Waden gebissen werden. Schlamm oder Schnee könnten ihn nicht aufhalten. Auch im häuslichen Umfeld seien ihm die Holzbeine von Vorteil: Beschimpfe ihn seine Frau, könne er die Prothesen benutzen, um sie zu züchtigen. Und wenn sie nach Jahren nicht mehr zum Laufen taugten, könne er sie noch als Brennholz verwenden. [4]

Die Aussage dieses Gedichts wirkt auf den ersten Blick erstaunlich progressiv. Die Disability Studies machen heute immer wieder darauf aufmerksam, dass viele behinderte Menschen nicht Mitleid, sondern Respekt wünschen.[5] Der Rollstuhl ist für manche Behindertenrechtsaktivisten mehr als ein Hilfsmittel: Er ist für sie ein positiv besetztes Symbol ihrer Existenzweise, mit dem sie sich identifizieren. Das 237 Jahre alte Gedicht scheint beide Ideen vorwegzunehmen. Auf den zweiten Blick erheben sich Fragen, insbesondere diejenige, ob der anonyme Verfasser des Gedichtes diese Botschaft ernst meint oder ob es sich um ein ironisches Gedankenspiel handelt, eine Fingerübung darin, ein komisches Paradoxon zu formulieren.

Mit seiner Kernaussage – ob ernst gemeint oder nicht – steht das Gedicht unter den rund 1000 Artikeln und Anzeigen aus Periodika des 17. und 18. Jahrhunderts, die für diese Studie herangezogen wurden, allein. Zwar wurde in Frankreich 1761 ein Lobgedicht auf den Ingenieur Laurent als den Schöpfer einer ingeniösen Armprothese verfasst.[6] Aber zum Ersten handelte es sich dabei um High-Tech nach den Maßstäben des 18. Jahrhunderts, nicht um ein simples Holzbein. Zum Zweiten wird nicht behauptet, dass der Matrose, für den die Prothese angefertigt wurde, mit dieser ein besseres Leben habe als mit dem Arm, den er in einer Seeschlacht verloren hatte. Und zum Dritten gibt das Lobgedicht auf Laurent

4 Vgl. ebd., S. 6f.

5 Vgl. zum Beispiel Siebers, *Disability Theory*, S. 4.

6 Vgl. Hamburgischer Unpartheyischer Correspondent, Nr. 63, 21. April 1761, S. [4]. Das Gedicht ist dort abgedruckt.

© Campus Verlag GmbH

nicht vor, einem behinderten Menschen eine Stimme zu geben, wie es in dem eben diskutierten Text geschieht.

Das vorliegende Buch versteht sich als eine diskursgeschichtliche Untersuchung zur Wahrnehmung und Deutung körper- und sinnesbehinderter Menschen in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert. Diskursanalysen zielen in der Regel auf die Rekonstruktion der zu einem gegebenen Zeitpunkt in einer gegebenen Gesellschaft vorherrschenden Denk- und Sprechweisen. Es geht in ihnen um das, was so häufig geäußert wird, dass es irgendwann als unumstößliche Wahrheit erscheint. Wenn als Einstieg in diese Studie ein Quellentext gewählt wurde, dessen Botschaft für den Untersuchungszeitraum als beinahe singulär erscheint, so ist das als ein methodisches Statement gemeint. Was auf den folgenden rund 500 Seiten ausgebreitet wird, ist eine Diskursgeschichte. Aber es ist zugleich eine Studie, deren Verfasser dem diskursanalytischen Prinzip, *ausschließlich* mutmaßlich vorherrschende Denk- und Sprechweisen zu untersuchen, mit einer gewissen Skepsis begegnet.

Wenn am *Ende* einer diskursgeschichtlichen Studie als Ergebnis der Quellenanalyse die Dominanz einer bestimmten Wahrnehmungs- und Deutungsweise eines bestimmten Gegenstandes, beispielsweise körperlicher und sensorischer Behinderungen, nachgewiesen wird, so ist das begrüßenswert. Doch in diesem legitimen Erkenntnisziel schlummert die Gefahr, diskursanalytische Studien *von vornherein* auf bestimmte Wahrnehmungs- und Deutungsweisen zu verengen, von denen angenommen werden kann, sie seien dominierende gewesen oder im Untersuchungszeitraum zu solchen geworden.

Dieser Versuchung scheinen mir die Disability History und historisch argumentierende Arbeiten in den Disability Studies besonders ausgesetzt zu sein. Dafür gibt es eine Reihe von miteinander zusammenhängenden Gründen. Ein erster liegt darin, dass beide Disziplinen im hohen Maße politisiert sind. Diese Hypothese wird an anderer Stelle eingehend dargelegt werden (vergleiche Kapitel 1.2). Hier sei sie mit einem einzigen Zitat illustriert. Der 2015 verstorbene amerikanische Literaturwissenschaftler Tobin Siebers, ein führender Vertreter der Disability Studies, hat die vordringliche Aufgabe dieser Disziplin einmal wie folgt beschrieben: »The most urgent issue for disability studies is the political struggle of people with disabilities, and this struggle requires a realistic conception of the

© Campus Verlag GmbH

disabled body.«[7] Die Zielsetzung der Disability Studies, den politischen Kampf behinderter Menschen um Gerechtigkeit und Inklusion zu unterstützen, resultiert daraus, dass die Vertreter dieser Disziplin den Status Quo in gegenwärtigen westlichen Gesellschaften für hochgradig kritikwürdig halten. Das betrifft naheliegenderweise Praktiken der Exklusion behinderter Menschen, aber auch Praktiken, die auf Integration zielen. Diese können in kritischer Perspektive als assimilierende wahrgenommen werden, die Menschen das Recht absprechen, ›anders‹ zu sein als die Bevölkerungsmehrheit.[8]

Kritisch betrachtet wird darüber hinaus die Weltsicht, die exkludierenden wie inkludierenden Praktiken zugrunde liegt, eine Weltsicht, welche Menschen den Kategorien »normal« und »behindert« zuordnet. Dieser Dualismus ist zugleich Ergebnis und strukturierende Logik eines Diskurses. Dieser wird in den Disability Studies und der Disability History zumeist als ein spezifisch moderner und für die Gesellschaften des Westens charakteristischer angesehen. So spricht Bill Hughes von »disability« als »a product of modernist bio-power« und von »impairment itself« als »a product of medico-welfare discourse«.[9] Die plausible Prämisse, es gebe einen spezifisch modernen, spezifisch westlichen Behinderungsdiskurs, hat weitreichende Konsequenzen für historische Studien auf diesem Feld. Diese werden an anderer Stelle ausführlich diskutiert werden (vergleiche Kapitel 1.1). Arbeiten zu Antike und Mittelalter gehen kontrastierend vor: Sie versuchen zu zeigen, dass die Wahrnehmung und Deutung von Behinderungen eine gänzlich andere war als in der westlichen Moderne. Studien aus dem Umfeld der Disability Studies und der Disability History, die sich mit der Geschichte der Neuzeit auseinander setzen, sind dagegen (allzu) oft auf der Suche nach den Anfängen des modernen Behinderungsdiskurses. Inwiefern kann das problematisch sein?

---

7 Siebers, *Disability Theory*, S. 68.

8 Diesen aus seiner Sicht tragischen Widerspruch hat Henri-Jacques Stiker eloquent und engagiert beschrieben. Alle gut gemeinten integrativen Maßnahmen für behinderte Menschen in modernen westlichen Gesellschaften zeugen nach seiner Einschätzung von einer Unfähigkeit, diese Menschen in ihrem Anders-Sein zu akzeptieren. So schreibt er: »I am saying that the problem of our society is not a failure to integrate but of integrating too well, integrating in such a way that identicalness reigns, at least a rough identity, a socially constructed identity, an identity of which citizens can be convinced. […] The integration foreseen by laws, administrations, and institutions seems to me an integration of oblivion, of disappearance, of conformity, of normalization.« Stiker, *History of Disability*, S. 132f.

9 Ebd., S. 6.

© Campus Verlag GmbH

Erstens: In den Disability Studies herrscht ein weitgehender Konsens darüber, dass dieser Diskurs in erster Linie von der Medizin geprägt sei.[10] Diese Prämisse kann dazu führen, dass historische Studien übermäßig darauf fokussiert sind, Indizien dafür zu finden, dass bereits in der untersuchten Periode die Medizin diese diskursbeherrschende Stellung erlangt habe. Dabei kann aus dem Blick geraten, dass im jeweiligen Untersuchungszeitraum andere Wissenschaften und gesellschaftliche Kräfte die Wahrnehmung behinderter Menschen ebenso stark oder noch stärker geprägt haben könnten. Elisabeth Bredberg schreibt ohne die Spur eines Zweifels, die Medizin sei schon im 18. Jahrhundert zur »dominant institution to address disability« geworden.[11] Stiker datiert die »emergence of a new power, medical power« in Frankreich auf das Jahr 1770, in dem die Krone begonnen habe, von ihr bezahlte Ärzte in die ländlichen Regionen des Königreichs zu entsenden.[12] In seiner Perspektive erlangte – wie in derjenigen Bredbergs – die Medizin bereits im späten 18. Jahrhundert die Definitions- und Behandlungsmacht über Behinderungen.

Doch lässt der Umstand, dass im späten 18. Jahrhundert ein Prozess der Medikalisierung einsetzte, die Schlussfolgerung zu, dass Ärzte umgehend zu den beherrschenden Akteuren in einem Diskurs der Behinderung wurden? Man kann mit guten Gründen daran zweifeln. Laurence W. Brockliss und Colin Jones, die eine umfangreiche Geschichte der Medizin im frühneuzeitlichen Frankreich vorgelegt haben, konstatieren, dass die akademische Medizin zwar im 18. Jahrhundert Kompetenz in der Behandlung eines immer größeren Spektrums von Leiden beansprucht habe. Doch für Behinderungen hätten sich die graduierten Ärzte auch weiterhin nicht zuständig gefühlt und deren Behandlung im Zweifel den Chirurgen überlassen.[13] Um ein Ergebnis der vorliegenden Arbeit vorwegzunehmen, sei angemerkt, dass die hier untersuchten Quellen *nicht* die Hypothese stüt-

10 Ein Beispiel aus Stikers *History of Disability*: Der französische Anthropologe sieht die Macht der Ärzte über Behinderungen und behinderte Menschen in Gegenwartsgesellschaften in der Sprache verankert: Indem sie Diagnosen erstellten, würden sie Urteile sprechen, gegen die keine Berufung möglich sei. Ihre Verfügungsmacht über die etiologische Nomenklatur gebe ihnen die Kontrolle des Wissens (über Behinderungen). Die Macht der Ärzte vergleicht er mit derjenigen alttestamentarischer Priester. Vgl. Stiker, *History of Disability*, S. 153f.

11 Bredberg, Elisabeth, »Writing Disability History«, S. 194.

12 Stiker, *History of Disability*, S. 104.

13 Vgl. Brockliss/Jones, *Medical World*, S. 443.

© Campus Verlag GmbH

zen, die Medizin habe bereits im 18. Jahrhundert eine diskursbeherrschende Position in der Deutung von Beeinträchtigungen erlangt.

Zweitens: Diese Verengung der Forschungsbemühungen darauf, den Zeitpunkt zu identifizieren, an dem die Medizin eine Deutungshegemonie erlangt habe, steht für eine andere verständliche, aber problematische Tendenz in den Disability Studies und der Disability History. Es gab, so lautet eine in diesen Disziplinen verbreitete Prämisse, eine vormoderne Gesellschaftsformation, die zwar einzelne Beeinträchtigungen – Blindheit, Gehörlosigkeit, Lahmheit – wahrnahm, diese aber noch nicht unter einem *umbrella term* wie »Behinderung« subsumierte und demnach mutmaßlich auch nicht als Erscheinungsformen ein- und desselben Phänomens deutete. Die Menschen in dieser Gesellschaftsformation mochten einzelne Beeinträchtigungen mit Vorurteilen und Ängsten verbinden: der Blinde als habgierig und betrügerisch, das mit Missbildungen zur Welt gekommene Kind als Zeichen göttlichen Zorns. Im Großen und Ganzen aber habe man die Existenz beeinträchtigter Menschen als Selbstverständlichkeit betrachtet. Dementsprechend habe man sie weder segregiert noch ihnen besondere Hilfe angedeihen lassen. Im Vergleich mit der westlichen Moderne wird diese weitgehende Gleichgültigkeit, welche vormoderne Gesellschaften ausgezeichnet haben soll, in den Disability Studies vielfach positiv gedeutet. »[P]reindustrial communities as more accepting of people with disabilities« zu sehen, ist in diesem Feld eine verbreitete Haltung.[14]

Im 20. Jahrhundert, so lautet die zweite Prämisse, lässt sich in den westlichen Gesellschaften eine gänzlich andere Haltung gegenüber beeinträchtigten Menschen beobachten, welche die Disability Studies problematisieren. Einige Grundzüge dieser Problematisierung wurden oben bereits angedeutet. Ein gemeinsamer Nenner vieler Interpretationen ist die Beobachtung, dass die Kultur der westlichen Moderne nicht mehr dazu fähig sei, die Alterität beeinträchtigter Menschen zu akzeptieren oder wenigstens hinzunehmen. Mit dieser fundamentalen Nicht-Akzeptanz lassen sich in der Perspektive der Disability Studies gutgemeinte Integrationsmaßnahmen ebenso erklären wie Ausgrenzung und Verfolgung, welche letztere im Massenmord gipfelte, den das nationalsozialistische Deutschland an psychisch kranken und geistig behinderten Menschen verübte. Medizinische Rehabilitationsprogramme oder die Einrichtung von Behindertenwerkstätten und die euphemistisch als »Euthanasie« bezeichnete Ermordung

14 Davis, »Crips Strike Back«, S. 40.

© Campus Verlag GmbH

Hunderttausender können so als zwei Seiten einer Medaille erscheinen. Am deutlichsten wird diese Parallelisierung in einer Einschätzung von Bill Hughes: »Both strategies – to kill or to cure – transmit the same core cultural message: disabled people represent ›what not to be‹ and are, therefore, ontologically invalid or ›uncivilised‹.«[15]

Ich halte diese moralisch aufgeladene Dichotomisierung von Vormoderne und Moderne für problematisch, weil sie meines Erachtens auf einer Idealisierung der Ersteren und einer Perhorreszierung der Letzteren beruht (vergleiche Kapitel 1.1). Dies ist ebenso kritikwürdig wie die gerade in der älteren Literatur anzutreffende Tendenz, die Geschichte behinderter Menschen als Fortschrittsgeschichte zu schreiben. Henry-Jacques Stiker gelingt es, beide Tendenzen in wenigen Sätzen zu charakterisieren:

> In fact, our prejudice of progress tends to make us look good. We were preceded, we assume, by a kind of barbarity that excluded the disabled or eliminated them. Inversely, we are haunted by a kind of idealistic view of earlier societies or other societies, which, not being industrialized, might have successfully realized integration.[16]

Unabhängig davon, wie man zu solchen moralisch aufgeladenen Geschichtsdeutungen steht, kann eine starke Polarisierung von Vormoderne und Moderne dazu führen, dass historischen Studien die wünschenswerte Deutungs- und Ergebnisoffenheit fehlt. Aus der Polarisierung ergibt sich die Tendenz, die Geschichte behinderter Menschen, insbesondere diejenige des 18. und 19. Jahrhunderts, als einen Entwicklungsprozess zu interpretieren, dessen Richtung eindeutig benennbar sein müsse.

Diese Studie stellt keineswegs den Wandel in den Wahrnehmungen und Deutungen von Beeinträchtigungen und beeinträchtigten Menschen als solchen in Frage. Ich gehe von der Prämisse aus, dass es seit dem 20. Jahrhundert einen Behinderungsdiskurs und ein Behinderungsdispositiv gibt, die im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit noch nicht existierten. Es muss also in der Zwischenzeit zu tiefgreifenden Transformationen gekommen sein. Das Buch verfolgt neben anderen Zielsetzungen diejenige, solchen Transformationen auf die Spur zu kommen. Dennoch möchte ich mich, um eine Formulierung Hartmut Kaelbles aufzugreifen, »gegen das Prokrustesbett langfristiger linearer allgemeiner Entwicklungskonzepte« wehren.[17]

15 Hughes, »Civilising Modernity«, S. 18.
16 Stiker, *History of Disability*, S. 16.
17 Kaelble, *Der historische Vergleich*, S. 101.

© Campus Verlag GmbH

Vermieden werden soll insbesondere die Annahme, dass der entscheidende Wandel sich im Untersuchungszeitraum dieser Studie, also zwischen der Mitte des 17. Jahrhunderts und dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, ereignet haben müsse. Untersucht wird, wie in dieser Zeit körperliche und sensorische Beeinträchtigungen in einer *Reihe von Diskursen* thematisiert wurden. Es wäre verlockend zu postulieren, dass diese Thematisierungsweisen derart konvergierten, dass aus ihnen um 1800 herum der *Behinderungsdiskurs* der westlichen Moderne entstanden oder zumindest in seinen Umrissen bereits erkennbar geworden sei. Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gilt nicht nur in der Allgemeingeschichte zumindest des westlichen Europas als Zeit beschleunigten Wandels: Von der Frühen Neuzeit zur Neuzeit, oder, in einem noch weiter gespannten Deutungsrahmen: Von der Vormoderne zur Moderne. Auch Disability Studies und Disability History gehen davon aus, dass in den Jahrzehnten nach 1750 Entscheidendes geschah, etwa die Entstehung einer institutionalisierten Sonderpädagogik.[18] Ich bin in einem früheren Stadium des Forschungsprojekts davon ausgegangen, auf der diskursgeschichtlichen Ebene eine solche klare Entwicklung nachweisen zu können: die Genese des Behinderungsdiskurses der Moderne. Als ein zentrales Untersuchungsziel habe ich dies in Stipendienanträgen benannt.

Doch vielleicht war dem gar nicht so. Dass es irgendwann zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert zur Genese des Behinderungsdiskurses der Moderne kam, muss ja nicht heißen, dass er zwischen 1650 und 1800 entstand. Auch ist es nicht gesagt, dass er durch eine Verbindung von Elementen jener Diskurse entstand, die in dieser Studie hauptsächlich untersucht werden. Ebenso sollte man nicht ohne Weiteres davon ausgehen, dass Entwicklungen in allen in den Blick genommenen Diskursen konvergierten oder parallel liefen. Statt also den Blick starr auf die möglichen Wurzeln des modernen Behinderungsdiskurses zu richten, statt im Forschungsprozess früh bestimmte Diskurse gegenüber anderen zu privilegieren, wird im Folgenden versucht, ein Panorama dessen zu entwerfen, was im Untersuchungszeitraum über körperlich und sensorisch beeinträchtigte Menschen öffentlich geäußert werden konnte. In einer solchen Perspektive kann und muss auch ein relativ singulärer Text wie das Gedicht über den Bauern mit zwei Holzbeinen Berücksichtigung finden.

18 Vgl. beispielsweise Hofer-Sieber, *Bildbar und verwertbar*.; Presneau, *L'éducation*.

© Campus Verlag GmbH

Kaelble schreibt, den Verfechtern linearer Entwicklungskonzepte aus anderen Fachdisziplinen würden Historiker gemeinhin »die Vielfalt der Entwicklungsmöglichkeiten einer historischen Epoche, die Offenheit und Vieldeutigkeit der historischen Situation […,] die Unterschiedlichkeit von Entwicklungswegen, die unterbrochenen oder abgebrochenen Modernisierungen, die Mischung von traditionellen und modernen Zügen, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« entgegenhalten.[19] Der Sozialhistoriker wird dabei kaum an die Diskursgeschichte gedacht haben, doch können die von ihm genannten Schlagworte durchaus als leitende Ideen für eine Studie wie diese dienen. Das oben angesprochene Panorama der Aussagen über körperlich und sensorisch beeinträchtigte Menschen war durch Vielfältigkeit, Komplexität und auch Widersprüchlichkeit gekennzeichnet, wie zu zeigen sein wird.

Ein erster Blick auf die Forschungslage

In den Quellen nicht in erster Linie nach einem einzigen, geradlinigen Weg von einer vormodernen zu einer modernen Sichtweise auf Beeinträchtigungen zu suchen, empfiehlt sich auch deswegen, weil die Forschung weit davon entfernt ist, ein umfassendes Bild von den Lebenslagen körperlich und sensorisch beeinträchtigter Menschen und dem Umgang mit ihnen im Untersuchungszeitraum zeichnen zu können. Die Forschungslage wird in einem eigenen Kapitel dargestellt werden. Zusammenfassend lässt sich sagen: Es gibt kleine Wissensinseln in einem nach wie vor weithin unerforschten Ozean. Forschungsdesiderate zu beklagen – und ihre Dramatik bisweilen zu überzeichnen – gehört natürlich zum rhetorischen Repertoire wissenschaftlicher Arbeiten, insbesondere ihrer Einleitungen. Es dient der Legitimation des eigenen Projektes. Beim Thema »Behinderung in der Frühen Neuzeit«[20] besteht indes aller Grund dazu.

Die Disability History ist selbst in der anglo-amerikanischen Wissenschaftslandschaft, in der sie entstand, noch eine junge Disziplin. Als einer ihrer Startpunkte kann der Sammelband *The New Disability History. American*

19 Kaelble, *Der historische Vergleich*, S. 101.

20 So der Titel eines Forschungsberichts, den ich vor einigen Jahren vorgelegt habe: Schmidt, »Behinderung in der Frühen Neuzeit«.

© Campus Verlag GmbH

Perspectives gelten, der im Jahr 2001 erschien.[21] Eine ähnliche Rolle kann in Deutschland einem Sammelband zugesprochen werden, der 2010 veröffentlicht wurde: *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte*.[22] Ein Jahr zuvor hatte ein anderer Sammelband für die deutsche historische Forschung die intensive Beschäftigung mit dem Thema »Behinderung in der Vormoderne« eingeläutet: *Homo debilis. Behinderte, Kranke, Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters*.[23] Einzelne Studien über die Geschichte behinderter Menschen erschienen bereits zuvor. Zu denken ist hier beispielsweise an Henri-Jacques Stikers bemerkenswerte Studie *Corps infirmes et sociétés. Essais d'anthropologie historique*, die schon 1982 veröffentlicht wurde.[24] Auf rund 200 Seiten zeichnet Stiker in einer Mischung von Diskurs- und Sozialgeschichte die Geschichte von Behinderung von der Antike bis ins späte 20. Jahrhundert nach. In Deutschland legte Walter Fandrey 1990 eine theoretisch weit weniger ambitionierte sozialgeschichtliche Überblicksdarstellung vor.[25] 1995 publizierte Robert Garland eine Studie über den Umgang mit behinderten Menschen in der Antike.[26]

Ohne Zweifel hat indes die Konstituierung der Disability History als Disziplin zu einer ausgeprägten Konjunktur von Forschungen zur Geschichte behinderter Menschen geführt. Für die Gesamtthematik kann gesagt werden, dass sich der Wissensstand seit der Jahrtausendwende dramatisch verbessert hat. Die Frühe Neuzeit hat allerdings von dieser Entwicklung vergleichsweise wenig profitiert. Das Gros der Publikationen ist der neuesten Zeit gewidmet. Daneben hat in bemerkenswertem Umfang auch das Mittelalter Beachtung gefunden: In den Jahren seit 2006 sind mindestens sieben Monographien und Sammelbände erschienen, die der Geschichte behinderter Menschen in jener Epoche gewidmet sind.[27] Ein Grund für diese erfreuliche Entwicklung mag darin liegen, dass im Zeichen

21 Vgl. Longmore/Umansky (Hg.), *The New Disability History*. Wichtig für die Formierung der Disziplin war auch ein erster Forschungsüberblick, der 2003 an prominenter Stelle veröffentlicht wurde – in der *American Historical Review*. Vgl. Kudlick, »Disability History«.

22 Vgl. Bösl/Klein/Waldschmidt (Hg.), *Disability History*.

23 Vgl. Nolte (Hg.), *Homo debilis*.

24 In dieser Studie wurde in erster Linie die englische Übersetzung herangezogen. Vgl. Stiker, *A History of Disability*.

25 Vgl. Fandrey, *Krüppel, Idioten, Irre*.

26 Vgl. Garland, *The Eye of the Beholder*.

27 Eyler (Hg.), *Disability in the Middle Ages*; Metzler, *Disability in Medieval Europe*; dies., *Social History of Disability*; Nolte (Hg.), *Homo debilis*; Turner (Hg.), *Care and Custody*; dies./Vandeventer Pearman (Hg.), *Treatment of Disabled Persons*; Wheatley, *Stumbling Blocks*.

© Campus Verlag GmbH

des Klischees vom »finsteren Mittelalter« in der Öffentlichkeit, aber teils auch im akademischen Diskurs die Annahme verbreitet war, beeinträchtigte Menschen hätten in dieser Epoche nichts anderes erwarten dürfen als Vernachlässigung, Diskriminierung und Verfolgung. Mediävistinnen mögen sich der Geschichte beeinträchtigter Menschen nicht zuletzt deswegen zugewandt haben, weil sie diesem Klischee ein nuanciertes Bild entgegenstellen wollten. Der Leser spürt jedenfalls den berechtigten Zorn der Autorin, wenn Irina Metzler die »full range of stereotypes and unsubstantiated assumptions« beklagt, die ihr in der Literatur begegnet seien.[28] Ein Anreiz für Forschungen zum Mittelalter mag auch darin liegen, dass man hofft, dort – in Übereinstimmung mit den oben skizzierten Annahmen der Disability Studies – einen positiven Gegenentwurf zum Umgang mit »verkörperten Differenzen«[29] in der Moderne zu finden.

Das Problem in der Forschungslage zur Frühen Neuzeit liegt nicht so sehr darin, dass nur wenige Untersuchungen vorlägen. Wer geduldig recherchiert, wird mit einer beachtlichen Zahl einschlägiger Titel belohnt, insbesondere mit einer reichen Aufsatzliteratur. Es ist auch nicht so, dass in dieser Literatur die ›falschen‹ Forschungsfragen verfolgt worden wären. Aber es ist aus meiner Sicht zu konstatieren, dass Felder noch praktisch unbearbeitet sind, deren Erforschung fundamental wäre, um ein abgerundetes Bild von der Geschichte beeinträchtigter Menschen in der Frühen Neuzeit zu erhalten.

Um die Situation knapp zu charakterisieren: Es liegen zahlreiche Untersuchungen vor, die literarische, philosophische oder gelehrte Texte als Quellenbasis haben. Eine ganze Reihe von einschlägigen Publikationen zum 17. und 18. Jahrhundert verfolgt literaturwissenschaftliche oder wissenschaftsgeschichtliche Interessen. Exemplarisch seien an dieser Stelle nur zwei aktuelle Sammelbände zum Thema »Behinderung in der Frühen Neuzeit« genannt: *Recovering Disability in Early Modern England* und *The Idea of Disability in the Eighteenth Century*.[30] Beide Bände enthalten in erster Linie Aufsätze, die literarische Quellen analysieren. Man findet im erstgenannten Band Untersuchungen zu »Dwarf Aesthetics in Spenser's *Faerie Queene*«, zu

28 Metzler, *Disability in the Middle Ages*, S. 13.

29 Waldschmidt, »Warum und wozu?«, S. 14. Der Terminus »verkörperte Differenz« (embodied difference) wird in den kulturwissenschaftlich ausgerichteten Disability Studies gegenwärtig als (bessere) Alternative zu den Termini »Behinderung« und »disability« diskutiert. Der Ausdruck »verkörperte Differenz« soll den Konstruktionscharakter der Kategorie »Behinderung« zugleich offenlegen und vermeiden.

30 Vgl. Hobgood/Wood (Hg.), *Recovering Disability*; Mounsey (Hg.), *Idea of Disability*.

© Campus Verlag GmbH

»Mental and Intellectual Disabilities in Early Modern Revenge Tragedy« oder zu »Metatheatricality and Disability Drag in *Volpone*«.[31] Der letztgenannte Band bietet Aufsätze zu »The Rhetoric of Deformity in Shaftesbury's *Characteristics*«, zu »Disability, Trauma and Language in *Tristram Shandy*« oder zu »Attractive Deformity« in »Sahra Scott's *Agreeable Uglines*s«.[32]

Alle diese Untersuchungen haben Erkenntniswert und erlauben es, einige Facetten der Wahrnehmung und Deutung beeinträchtigter Menschen in der Frühen Neuzeit zu rekonstruieren. Die Literatur-, Geistes- und Wissenschaftsgeschichte von Behinderung im 17. und 18. Jahrhundert zeichnet sich heute in ihren Umrissen ab, wenigstens für den englischsprachigen Kulturraum.[33] Doch es bleibt ein doppeltes Unbehagen: Zum einen frage ich mich – wie wahrscheinlich fast jeder Historiker, der sich mit Studien zu einer historischen Thematik auf der Basis von Romanen, Gedichten oder Dramen beschäftigt –, inwiefern der »literarische Höhenkamm« repräsentativ sein kann für Wahrnehmungs- und Einstellungsmuster, die im Untersuchungszeitraum verbreitet waren. Zum anderen ist schlicht zu konstatieren, dass die Lebenswelten und die gesellschaftliche Stellung beeinträchtigter Menschen im 17. und 18. Jahrhundert in sozial-, wirtschafts-, rechts- und auch politikgeschichtlicher Perspektive noch kaum erforscht sind.

Die Forschung hat bislang nur einzelne Hinweise zur Integration beeinträchtigter Menschen in die Arbeitswelt finden können. Nur in Ansätzen ist erforscht, wie sich ihre Lebenssituation in Familien und der Ökonomie des Hauses gestaltete. Über die Bildungswege beeinträchtigter Kinder und Jugendlicher ist nur in prominenten Einzelfällen Näheres bekannt (vergleiche Kapitel 5.4). Die religiöse Interpretation angeborener Beeinträchtigungen als Strafe oder Wunderzeichen Gottes ist zwar intensiv erforscht worden. Erst in Ansätzen untersucht ist die Frage, inwiefern sich die Kirchen in der Frühen Neuzeit integrativ oder exkludierend gegenüber

31 Vgl. van den Berg, »Dwarf Aesthetics«; Row-Heyveld, »Antic Dispositions«; Corker, »There is no suff'ring due«.

32 Vgl. Kelleher, »Defections from Nature«; Sagal, »HOBBY-HORSE«; Farr, »Attractive Deformity«.

33 Gerade in der Erforschung von Repräsentationen und Konstruktionen von Behinderung in der schönen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts hat die englischsprachige Forschung einen deutlichen Vorsprung vor der französisch- und deutschsprachigen. Zu den gerade genannten Sammelbänden kommen etwa noch folgende Publikationen hinzu: Deutsch/Nussbaum (Hg.), *»Defects«*; Nussbaum, *Limits of the Human*; Paulson, *Enlightenment*.

© Campus Verlag GmbH

beeinträchtigten Menschen verhielten. Konnten diese Geistliche werden oder wurden sie vom Priesteramt ausgeschlossen, wie es das Kanonische Recht theoretisch vorsah?[34] Wurden blinde und gehörlose Menschen als vollwertige Gemeindemitglieder anerkannt? Die Geschichte der Armenfürsorge in der Frühen Neuzeit ist noch kaum in der Perspektive der Disability History erforscht worden (vergleiche Kapitel 5.1). Praktisch unerforscht ist die Rolle von Beeinträchtigungen in der Welt des Politischen. Konnte ein gelähmter Mensch oder ein Blinder Ratsherr oder Bürgermeister werden? Oder gar Minister? Wie wurden die Konsequenzen einer körperlichen oder sensorischen Beeinträchtigung für die Regierungsfähigkeit eines Fürsten eingeschätzt? Für das Mittelalter ist die letztgenannte Frage zumindest angeschnitten worden.[35] Für das 17. oder 18. Jahrhundert ist mir indes nur ein einziger Aufsatz bekannt, in dem sie anklingt.[36]

Zu den weißen Flecken auf der Landkarte dieser Thematik gehören auch Deutungs- und Einstellungsmuster. Für das England des 18. Jahrhunderts hat David M. Turner 2012 eine Studie vorgelegt, welche diese Lücke wenigstens teilweise schließen konnte.[37] Für Kontinentaleuropa sind mir vergleichbare monographische Untersuchungen nicht bekannt. Zwei Aufsätze, deren Titel versprechen, einen Überblick über »Behinderung in der Frühen Neuzeit« zu geben, können dieses Versprechen letztlich nicht einlösen.[38] Das ist kein Vorwurf an die Verfasserinnen: Aus einem defizitären Forschungsstand lässt sich auf 15 oder 20 Seiten kein umfassendes und nuanciertes Bild gewinnen. Wie gering der Kenntnisstand über Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von körperlichen und sensorischen Beeinträchtigungen in der Frühen Neuzeit nach wie vor ist, zeigt sich gerade dann, wenn ein Autor versucht, sie generalisierend auf einen Nenner zu bringen – und sich dabei beinahe selbst widerspricht. Beobachten lässt sich dies bei Jean-René Presneau. Über gehörlose Menschen schreibt er zunächst, diese seien im 18. Jahrhundert als die am wenigsten »monströsen«, als die menschlichsten unter den beeinträchtigten Menschen angesehen worden:

34 Vgl. neuerdings die folgenden Artikel im Handbuch zur Dis/Ability History der Vormoderne: Stöhr, »Anforderungen des Kirchenrechts«; Salonen, »Regulations, Examinations«; Schmugge/Stöhr/Greule, »Klerus«; Dubourg, »Leprous Cleric«; Greule/Stöhr, »Körper der Geistlichen«; Röder, »Körperliche Beeinträchtigungen«.

35 Vgl. Jordan, »Hoffnungslos siech«; Kehnel, »Defizienz und Zivilisationsprozess«.

36 Vgl. Sonntag, »blödigkeit des gesichts«.

37 Vgl. Turner, *Disability in Eighteenth-Century England*.

38 Bernuth, »Bettler«; Taddei, »›Behinderung‹ in der Frühen Neuzeit«.

© Campus Verlag GmbH

»Alors que l'aveugle inquiétait et inspirait pitié, le muet, parce que sourd, faisait rire sans doute, mais pas pitié: il savait se défendre et courir. Il travaillait. Bref, c'était le plus humain des monstres, il avait *figure humaine*. De fait, jamais, dans la littérature, le muet ne fut véritablement décrit comme un monstre.«[39]

Nur eine Seite weiter unten gelangt Presneau zu einer völlig anderen Einschätzung darüber, wie gehörlose Menschen in dieser Zeit gesehen worden seien – nämlich als tierähnlich: »[C]ependant, ne sachant ni lire ni écrire, exclus du domaine juridique, mis sous tutelle ou irresponsables juridiquement, ils étaient à la place des absents. Les muets paraissaient donc dans les *ténèbres*. Ils étaient semblables à des animaux.«[40]

Das Problem dieser Passagen liegt nicht darin, dass eine der beiden Aussagen per se falsch wäre. Es liegt darin, dass Presneau versucht, ein in sich geschlossenes Bild zu entwerfen, wo es kein in sich geschlossenes Bild gab. Die Zuschreibungen, gehörlose Menschen seien im Großen und Ganzen Menschen wie du und ich und sie seien Tieren ähnlicher als ›richtigen‹ Menschen, dürften im Frankreich des 18. Jahrhunderts gleichermaßen anzutreffen gewesen sein. Wichtig wäre es aber, deutlich zu machen, dass sie von unterschiedlichen Diskursakteuren im Rahmen unterschiedlicher Diskurse und unterschiedlicher soziokultureller Kontexte geäußert wurden.

Dieser Prämisse folgt die vorliegende Studie: Sie ist bestrebt, widersprüchliche Perzeptionen und Interpretationen zu rekonstruieren, ohne aus ihnen vorschnell homogenisierende Bilder davon zu entwerfen, wie behinderte Menschen im 17. und 18. Jahrhundert gesehen wurden. Sie soll dabei zugleich einen Beitrag dazu leisten, die oben skizzierten Forschungslücken zu verkleinern. Dieser Anspruch ist erklärungsbedürftig: Wenn in dieser Studie beispielsweise erforscht wird, wie im Rahmen unterschiedlicher Diskurse der Zusammenhang von Behinderung und Arbeit konzipiert werden konnte (vergleiche Kapitel 6.4), kann dies natürlich keine sozialge-

39 Presneau, *L'éducation*, S. 22. Hervorhebung im Orig. Übersetzung: »Während der Blinde beunruhigte und Mitleid hervorrief, reizte der Stumme, weil er taub war, zweifellos zum Lachen, weckte aber kein Mitleid. Er wusste sich zu verteidigen und die Beine in die Hand zu nehmen. Er arbeitete. Kurzum, er war das menschlichste der Monstren. Er hatte ein *menschliches Antlitz*. Tatsächlich wurde der Stumme in der Literatur nie wirklich als ein Monster beschrieben.«

40 Ebd., S. 23. Hervorhebung im Orig. Übersetzung: »Gleichwohl, als Menschen, die nicht lesen oder schreiben konnten, von der Sphäre des Rechts ausgeschlossen waren, unter Vormundschaft standen oder als juristisch unzurechnungsfähig galten, standen sie an der Stelle der Abwesenden. Die Stummen schienen folglich in der Finsternis zu existieren. Sie ähnelten Tieren.«

© Campus Verlag GmbH

schichtlichen Untersuchungen ersetzen, die der Frage nachgehen könnten, welche Berufe Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen offen standen und welche ihnen verschlossen blieben. Diskursgeschichte soll hier keineswegs zur historischen Königsdisziplin erhoben werden, welche Sozial-, Wirtschafts-, Rechts- oder Politikgeschichte überflüssig machen könnte.

Klar ist aber auch, dass »Behinderung« ein hochgradig kulturell konstruierter Untersuchungsgegenstand ist, für dessen Verständnis deswegen ein diskursgeschichtlicher Zugang konstitutiv ist. Zuschreibungen über die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigter Menschen, wie sie hier anhand von Presseartikeln rekonstruiert werden, konnten sich beispielsweise darauf auswirken, welche Tätigkeiten sich beeinträchtigte Menschen zutrauten – und vor allem, welche ihnen von Anderen zugetraut wurden. Ohnehin sind Diskurse und außerdiskursive Praktiken nicht voneinander zu trennen, weshalb die vorliegende Studie auch solche Praktiken thematisiert: Über die Werbung von Quacksalbern, die versprachen, Blindheit und Gehörlosigkeit heilen zu können, lässt sich beispielsweise gar nicht sinnvoll sprechen, ohne zu berücksichtigen, wie ihre Geschäftspraktiken aussahen und welche chirurgischen Eingriffe tatsächlich vorgenommen wurden (vergleiche Kapitel 5.3).

Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsziele

Nach dieser ersten Annäherung an den Untersuchungsgegenstand und die Zielsetzungen der Arbeit sollen beide im Folgenden näher definiert werden. Gegenstand dieser Arbeit ist die Wahrnehmung und Deutung von körperlichen und sensorischen Beeinträchtigungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert. Auf der Basis eines Quellenkorpus' von rund 1000 Artikeln und Anzeigen aus Zeitungen und Zeitschriften wird zunächst ermittelt, in welchen diskursiven Zusammenhängen diese Beeinträchtigungen häufig thematisiert wurden. Dabei legte die Sichtung der Forschungsliteratur bereits nahe, welche Felder dies sein könnten.

Es war davon auszugehen, dass von beeinträchtigten Menschen häufig im Zusammenhang mit Armut und Armenfürsorge die Rede war. Studien zur Geschichte behinderter Menschen ebenso wie solche zu Armut und

© Campus Verlag GmbH

Armenpolitik in der Frühen Neuzeit legen nahe, dass Beeinträchtigungen ein Armutsrisiko darstellten und auch von den historischen Akteuren im Untersuchungszeitraum so eingeschätzt wurden.[41] Ebenso war anzunehmen, dass in den untersuchten Zeitungen und Zeitschriften ein Diskurs zu finden sein würde, in dessen Zentrum die Deutung neugeborener Kinder mit auffälliger Körpergestalt stand. Im 16. und frühen 17. Jahrhundert wurden diese nicht selten als »Monster«, als Zeichen Gottes, interpretiert und funktionalisiert. Ab der Mitte des 17. Jahrhunderts gewannen biologisch-medizinische Deutungsansätze an Gewicht. »Monstrosity«, so schreibt Turner, war eines der Konzepte, unter denen in der Frühen Neuzeit subsumiert wurde, was heute als körperliche Behinderung gilt.[42] Beteiligten sich Mediziner rege am Diskurs des Monströsen, so war anzunehmen, dass sie auch darüber hinaus Einfluss auf Wahrnehmung und Deutung beeinträchtigter Menschen nahmen. Ein »medizinischer Diskurs« konnte also mehrere Facetten haben, bei denen zu entscheiden war, wie ihre Untersuchung zu strukturieren sei (vergleiche Kapitel 2.2). Schließlich war zu erwarten, dass sich auch in den Zeitungen und Zeitschriften insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das große Interesse der Öffentlichkeit an den Anfängen einer organisierten und über den Privatunterricht hinausgehenden Blinden- und Gehörlosenbildung niedergeschlagen hatte.[43]

Diese Vorannahmen über diejenigen Diskurse, in denen körperliche und sensorische Beeinträchtigungen häufig thematisiert wurden, haben sich bei der Erhebung und Auswertung der Quellen weitgehend bestätigt. Das heißt aber nicht, dass die Untersuchung lediglich nachzeichnen könnte, was andere Studien auf der Basis anderer Quellengattungen bereits gezeigt haben. Vielmehr ergeben sich eine Reihe von Forschungsfragen, die in den folgenden Kapiteln bearbeitet werden. Dies ist zum Ersten die Frage, ob und in welcher Weise die untersuchten Diskurse in Zeitungen und Zeitschriften eine medienspezifische Prägung erfuhren. Was ändert sich beispielsweise an der Deutung des Ereignisses, wenn über die Geburt eines körperlich missgebildeten Kindes nicht in einem illustrierten Flugblatt, sondern in einer unbebilderten Zeitungsnachricht berichtet wird? Wie wurden die Debatten der Gelehrten über Methoden des Gehörlosenunter-

41 Vgl. beispielsweise Gutton, »Handicaps et pauvreté», S. 22. Jütte, *Arme, Bettler, Beutelschneider*, S. 28–34.

42 Turner, »Approaching Anomalous Bodies«, S. 4.

43 Vgl. beispielsweise Presneau, *L'éducation*; Ursula Hofer-Sieber, *Bildbar und verwertbar*.

© Campus Verlag GmbH

richts in Medien rezipiert, die sich an eine breitere, wenn auch sozial privilegierte und gebildete Leserschaft wendeten?

Zum Zweiten stellt sich die Frage, was in den einzelnen Diskursen über Beeinträchtigungen und beeinträchtigte Menschen ausgesagt wurde. Denn die meisten Studien, die bislang zu diesen Diskursen vorgelegt wurden, verstanden sich nicht als Beiträge zur Disability History – *Behinderung* war nicht ihr eigentlicher Forschungsgegenstand. In den zahlreichen Arbeiten über die Deutung missgebildeter Neugeborener sind die Leitkategorien in Anlehnung an die Quellensprache »die Wundergeburt«, »das Monster« oder »die Monstrosität«. Studien über jene Menschen, die aufgrund ihrer körperlichen Besonderheiten zur Schau gestellt wurden, sprechen von »Freaks« oder von »Medical Marvels«, nicht von »behinderten« oder »beeinträchtigten« Menschen.[44] Untersuchungen zur Geschichte der frühneuzeitlichen Armenfürsorge haben nur in Einzelfällen beeinträchtigte Menschen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen gestellt – und auch dann die Kategorie »disability« einfach vorausgesetzt und nicht im Licht der Quellenbefunde problematisiert.[45] Diskurse, die bereits erforscht worden sind, werden in dieser Studie also neu perspektiviert.

Zum Dritten ergibt sich ein Bündel von Fragen daraus, dass hier mehrere Diskurse in einer Zusammenschau betrachtet werden, die bislang meist getrennt untersucht worden sind. Es ist beispielsweise zwar herausgearbeitet worden, dass die frühneuzeitliche Armenpolitik einen ausgeprägten pädagogischen Impetus hatte und ebenso, dass die Pioniere der Blinden- und Gehörlosenbildung auch einen Beitrag zur Bekämpfung der Armut unter sinnesbehinderten Menschen leisten wollten.[46] Gleichwohl sind der armenpolitische und der sonderpädagogische Diskurs noch nie gemeinsam unter der Perspektive der Disability History betrachtet worden. Zu fragen ist also: Inwiefern unterschieden sich die Bilder von beeinträchtigten Menschen, die in den einzelnen Diskursen entworfen wurden? Welche Parallelen gab es zwischen ihnen? Inwiefern beeinflussten die einzelnen Diskurse einander? Welche Stereotypen, Topoi, Narrative zirkulierten möglicherweise zwischen ihnen? Die Studie ist an diskursspezifischen Zügen ebenso interessiert wie an diskursübergreifenden. Wie sich das in ihrem Aufbau niederschlägt, wird weiter unten erläutert.

44 So die Titel zweier Monographien: Fiedler, *Freaks*; Bondeson, *The Two-Headed Boy*.

45 Vgl. Kaiser, »The Poor and Disabled«; Brian Pullan, »Difettosi, impotenti, inabili«.

46 Vgl. Jütte, *Arme, Bettler, Beutelschneider*, S. 136f.; Hofer-Sieber, *Bildbar und verwertbar*, S. 164f; Presneau, *L'éducation*, S. 83f.

© Campus Verlag GmbH

In einer Veröffentlichung, die sich als Beitrag zur Disability History versteht, gilt es zu erklären, was unter »Behinderung« verstanden wird. Warum dies eine Herausforderung ist, legt Markus Dederich bündig dar:

> Eine allgemein anerkannte Definition von Behinderung liegt bis zum heutigen Tage nicht vor, obwohl der Begriff seit einigen Jahrzehnten im allgemeinen Sprachgebrauch gängig und wissenschaftlich etabliert ist. Ein wesentlicher Grund liegt darin, dass es sich um einen medizinischen, psychologischen, pädagogischen, soziologischen sowie bildungs- und sozialpolitischen Terminus handelt, der in den jeweiligen Kontexten seiner Verwendung unterschiedliche Funktionen hat und auf der Grundlage heterogener theoretischer und methodischer Voraussetzungen formuliert wird. Zu der Unklarheit trägt der metaphorische Gehalt des Begriffs ebenso bei wie sein ungeklärtes Verhältnis zu teilweise angrenzenden, teilweise synonym verwendeten, teilweise ergänzenden Termini wie Krankheit, Schädigung, Beeinträchtigung, Gefährdung, Benachteiligung oder Störung.[47]

Etwas weiter unten ergänzt er eine entscheidende Einsicht, über die in den Disability Studies und der Disability History Konsens besteht, diejenige nämlich, »dass es Behinderung nicht per se gibt. Vielmehr markiert der Begriff eine von Kriterien abhängige Differenz und somit eine an verschiedene Kontexte gebundene Kategorie, die eine Relation anzeigt.«[48] Des Weiteren ist anzumerken, dass Definitionen und Modelle von Behinderung umkämpft sind. In den politisch aufgeladenen Disability Studies ist es geradezu eine Glaubenssache, welches Modell ein Wissenschaftler seiner Forschung zugrunde legt. Für eine historische Studie schließlich tritt eine weitere Herausforderung hinzu: die Differenz zwischen Gegenwarts- und Quellensprache und die Frage, wie mit ihr umzugehen sei.

Mit diesem Problem sind Historiker nicht selten konfrontiert. Frühneuzeithistoriker können sich etwa fragen, ob es sinnvoll ist, die gesellschaftlichen Ungleichheiten in dieser Epoche als Klassenunterschiede zu analysieren, obwohl den historischen Akteuren diese Kategorie fremd war. Eine Historikerin, die zur Geschichte der Epilepsie in der Frühen Neuzeit gearbeitet hat, war mit der Frage konfrontiert, ob sie alle Fälle untersuchen sollte, in denen die Quellen von »Epilepsie« beziehungsweise den damals üblichen Synonymen sprachen, oder nur diejenigen, in denen Medizinhistoriker diese Diagnose retrospektiv als zutreffend bezeichnen würden. Sie entschied sich für die erste Option.[49] Bei einer Arbeit, die »Behinderung«

47 Dederich, »Behinderung als sozial- und kulturwissenschaftliche Kategorie«, S. 15.
48 Ebd.
49 Vgl. Schattner, *Zwischen Familie, Heilern und Fürsorge*, S. 17–21.

© Campus Verlag GmbH

im 17. und 18. Jahrhundert untersucht, stellt sich dieses Problem in besonderer Schärfe. In zwei der drei Untersuchungsräume waren die modernen Termini noch überhaupt nicht in Gebrauch: Weder ist in den französischen Quellen vom »handicap« die Rede noch in den Deutschen von »Behinderung«. Im Englischen wurde das Wort »disability« zum Teil bereits im Sinne von »Behinderung« verwendet, doch hatte der Terminus insgesamt noch ein deutlich anderes Bedeutungsspektrum als in der Gegenwart.[50]

Aus den genannten Gründen werde ich an anderer Stelle das Verständnis von Behinderung, das dieser Arbeit zugrunde liegt, ausführlich erläutern (vergleiche Kapitel 1.2). An dieser Stelle sollen aber bereits einige Grundlinien skizziert werden. Erstens: Dies ist eine Studie über die Wahrnehmung und Deutung von Körper- und Sinnesbehinderungen. Psychische Krankheiten und geistige Behinderungen sind nicht Gegenstand dieser Studie. Seit dem Erscheinen von Michel Foucaults Studie *Folie et déraison* im Jahr 1961 hat die Geschichte psychisch kranker Menschen in der historischen Forschung große Beachtung gefunden. Wie Irina Metzler verzichte ich nicht zuletzt aus diesem Grund auf ihre Einbeziehung.[51] Eine Diskursgeschichte geistiger Behinderungen in der Frühen Neuzeit wäre ein lohnendes Projekt. Mir scheint aber, dass sie von anderen Voraussetzungen auszugehen hätte als eine Diskursgeschichte körperlicher und sensorischer Beeinträchtigungen, und zwar wegen des viel stärker ausgeprägten Konstruktionscharakters des erstgenannten Gegenstandes: Wurde etwa Blindheit wahrscheinlich seit frühesten Zeiten als Funktionsverlust, als Abwesenheit eines Sinnes, wahrgenommen, so fielen zahlreiche Menschen, die heute als »lernbehindert« oder »geistig behindert« kategorisiert werden würden, in der Frühen Neuzeit wahrscheinlich noch kaum auf und wurden nicht pathologisiert. Denn der Alphabetisierungsgrad der Bevölkerung war gering und es herrschte keine Schulpflicht. Intelligenztests existierten noch nicht.[52]

Wir sollten Behinderungen nicht als das ›ganz Andere‹ betrachten, als Anomalien und als etwas, was nur einer kleinen Minderheit von Menschen zustoße. Behinderungen sind vielmehr Teil der *conditio humana*, wie Stiker zutreffend in Worte gefasst hat:

50 Vgl. Turner, *Disability in Eighteenth-Century England*, S. 16–22.

51 Vgl. Metzler, *Disability in Medieval Europe*, S. 6.

52 C.F. Goodey hat in einer umfangreichen Studie die Hypothese vertreten, das Konzept »geistige Behinderung« sei eine Erfindung der europäischen Kultur der Frühen Neuzeit. Vgl. C.F. Goodey, *A History of Intelligence*.

© Campus Verlag GmbH

I simply believe that disability happens to humanity and that there are no grounds for conceiving of it as an aberration. Life and biology have their share of risks, as does life in society. No blind submission is implied here; the struggle against disability and its causes is no less fierce, but, instead of presenting it as an anomaly or as an abnormality, I conceive of it in the first place as a reality.[53]

An diesem Punkt stimme ich mit den Disability Studies überein, für deren Position diese Einschätzung stehen kann. Als problematisch erscheint mir indes ihre Tendenz, die Rolle des Körpers für das Phänomen »Behinderung« immer weiter zurückzudrängen, jedenfalls was den Körper in seiner biologischen Verfasstheit betrifft. Die Rede soll von ihm, zugespitzt formuliert, nur noch insoweit sein, wie man ihn als Produkt von Zuschreibungen, von Diskursen deuten kann, das er auch ganz unzweifelhaft ist – aber eben nicht nur. Eine Behinderungsdefinition wie die folgende negiert für mein Empfinden geradezu die Einschränkungen im Alltag, die sich daraus ergeben, nicht sehen, nicht hören, nicht laufen, nicht greifen zu können:

Der Analysebegriff der Behinderung steht in der Dis/ability History für historische Annahmen über individuelle, körperliche, psychische oder mentale Andersheiten. Menschen werden aufgrund solcher tatsächlichen oder angenommenen und zumeist als Defizit gedeuteten Andersheiten in komplexen Benennungsprozessen der soziokulturellen Kategorie ›behindert‹ zugeordnet. In der Regel ist der menschliche Körper der Träger der für diese Wahrnehmungs- und Konstitutionsvorgänge nötigen Informationen.[54]

Aufmerksame Leser werden bemerkt haben, dass in dieser Arbeit neben dem Terminus »Behinderung« auch derjenige der »Beeinträchtigung« verwendet wird. Damit rekurriere ich auf das soziale Modell von Behinderung, das in den 1970er-Jahren von Aktivisten der britischen Bewegung für Behindertenrechte entwickelt worden ist. In einem Text, der für diese soziale Bewegung ebenso große Bedeutung erlangte wie für die Disability Studies, forderten sie, »impairment« und »disability« zu unterscheiden und definierten beide wie folgt:

Thus we define impairment as lacking part of or all of a limb, or having a defective limb, organ or mechanism of the body; and disability as the disadvantage or restriction of activity caused by a contemporary social organisation which takes no or little account of people who have physical impairments and thus excludes them

53 Stiker, *History of Disability*, S. 12.
54 Bösl, Elsbeth, »Dis/ability History«.

© Campus Verlag GmbH

from participation in the mainstream of social activities. Physical disability is therefore a particular form of social oppression.[55]

Im Deutschen wird die Kategorie »impairment«, die körperliche Komponente des Behindert-Seins, als »Beeinträchtigung« oder »Schädigung« bezeichnet, die Kategorie »disability«, die soziokulturelle Komponente des Behindert-Werdens, als »Behinderung«. Dieses soziale Modell von Behinderung ist für die Disability Studies einerseits konstitutiv, andererseits ist es im Zuge des *cultural turn*, den auch diese Disziplin vollzogen hat, in die Kritik geraten (vergleiche Kapitel 1.2).

Terminologisch orientiert sich die vorliegende Studie dennoch an ihm. Der erste Grund ist mein Unbehagen an der Tendenz gerade der kulturwissenschaftlich orientierten Disability Studies, die Abwesenheit oder den Verlust wichtiger Körperfunktionen als etwas zu charakterisieren, was erst im Rahmen einer bestimmten Kultur- und Gesellschaftsformation zum Problem werde, weil es in einem spezifischen Diskurs zu einem solchen erklärt werde. Es erscheint realitätsnäher, von der Prämisse auszugehen, dass das biologische Phänomen nicht erst im Diskurs konstituiert wird. Indem ich den Terminus »Beeinträchtigung« verwende, um es zu bezeichnen, folge ich der Einschätzung Irina Metzlers:

> The cultural or social evaluation of an impairment does not actually influence the physical condition of the impairment itself; it does, however, influence the concrete lived experience of an individual, in that the extent of social participation and the degree of consideration shown to an individual is constituted through the (e)valuation of impairment. Simply put, a fractured leg is a fractured leg in no matter what culture one looks at; practically every human culture would recognize the leg as ›fractured‹ and would deem that an undesirable state for a leg to be in. This would correspond with the ›impairment‹ notion, which, having its basis in medical and biological concepts, also lays claim to intercultural validity and cultural independence: ›impairment‹ is then essentially about the recognition of physical difference according to bio-medical criteria, without as yet attaching social judgments to that recognition.[56]

Es gibt einen weiteren Grund, warum in dieser Arbeit der Terminus der »Beeinträchtigung« verwendet wird. Ihr Untersuchungsgegenstand sind eben jene »social judgments«, die am Ende des obigen Zitats erwähnt werden. Im Begriff »Behinderung« sind diese nach meinem Verständnis immer schon als eine wesentliche Komponente enthalten. Von der »Deutung«

55 »Union of the Physically Impaired Against Segregation«.
56 Metzler, *Disability in Medieval Europe*, S. 33.

© Campus Verlag GmbH

oder »Wahrnehmung« von »Behinderungen« zu sprechen, hat insofern etwas Tautologisches an sich. Nicht zuletzt durch ihre Deutung wird die »Beeinträchtigung« in eine »Behinderung« transformiert. Von »Beeinträchtigungen« zu sprechen, wo das medizinisch diagnostizierbare Faktum gemeint ist, gebietet schließlich auch die Maxime, mit größtmöglicher Ergebnisoffenheit an den Untersuchungsgegenstand heranzugehen. Denn wenn man die Prämisse akzeptiert, »Behinderung« sei als diskursive Kategorie ein Produkt der Moderne, und wenn, wie oben ausgeführt, unklar ist, ob die Anfänge des entsprechenden Diskurses im Untersuchungszeitraum lagen, dann muss zunächst offen bleiben, ob es in diesem Zeitraum »Behinderung« gegeben hat. Beeinträchtigungen aber gab es gewiss.[57]

Der Quellenkorpus und die Methoden der Erhebung und Auswertung

»Disability is everywhere in history, once you begin looking for it«, hat der amerikanische Historiker Douglas C. Baynton postuliert.[58] Paul K. Longmore und Lauri Umansky sprechen in der Einleitung desselben Sammelbandes von einer »plethora of evidence«, auf welche die Disability History zurückgreifen könne.[59] Diese Autoren hatten bei ihren optimistischen Einschätzungen der Quellenlage offenkundig die Vereinigten Staaten in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert im Blick. Nicht zuletzt deswegen, weil sich in dieser Zeit bereits ein eigenständiger Behinderungsdiskurs konstituiert hatte, sind diese Einschätzungen auf den Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit, für den dies noch nicht galt, nicht ohne Weiteres übertragbar. Dennoch glaube ich, dass Bayntons pointierte Aussage in gewisser Weise auch für die spätere Frühe Neuzeit zutrifft: Auf Aussagen über beeinträchtigte Menschen kann der Historiker in der Überlieferung jener Epoche tatsächlich an vielen Stellen stoßen. Sein Dilemma besteht zum Ersten darin, dass vor dem Beginn einer Recherche kaum vorhersagbar ist, in welchen Quellengattungen und Archivbeständen dies

57 Die Argumentation folgt hier derjenigen Metzlers, die auf diese Weise begründet, warum sie im Blick auf das Mittelalter von »impairment« spricht, aber nicht von »disability«. Vgl. ebd., S. 4f.

58 Baynton, »Justification of Inequality«, S. 52.

59 Longmore/Umansky, »Introduction«, S. 6.

© Campus Verlag GmbH

der Fall sein wird. Das Quellenproblem für eine Disability History des 17. und 18. Jahrhunderts dürfte nicht in erster Linie darin bestehen, dass es nur sehr wenige Quellen gäbe, sondern darin, dass es schwierig ist, sie zu finden.

Bei einigen wenigen Quellengattungen sieht dies zwar anders aus. Suppliken, in denen notleidende Menschen oder ihre Angehörigen ihre Obrigkeit um die Aufnahme in ein Hospital bitten, waren beispielsweise Texte, in denen häufig mit Beeinträchtigungen argumentiert wurde.[60] In Armen- und Bettlerordnungen wurden regelmäßig beeinträchtigte Menschen als eine Gruppe von »würdigen Armen« genannt. »Alte und Verlebte / Krancke / Gebrechliche und Preßhaffte / welche dieses ihres Alters / Schwachheit und Leibes-Gebrechen halber nichts verdienen können«, erwähnt etwa die Leipziger Armenordnung von 1704 als unterstützungswürdige Menschen.[61] Schriften, deren Autoren Vorschläge zur Reform der Armenfürsorge präsentierten, dürften ebenfalls häufig auf beeinträchtigte Menschen eingegangen sein. Dies galt etwa für Juan Luis Vives' einflussreiche Schrift *De subventione pauperum* aus dem Jahr 1547, »die erstmals ausdrücklich auch ›wahre Arme‹ – neben Alten und Schwachen auch Behinderte – zur Arbeit verpflichtete«.[62]

Aus diesen Beispielen wird aber bereits deutlich, worin das Dilemma des Historikers, der Behinderung in der Frühen Neuzeit erforschen möchte, zum Zweiten besteht: Die Quellengattungen, bei denen eine hohe Trefferquote zu erwarten ist, gehören einigen wenigen Diskursen und institutionellen Zusammenhängen an und lassen viele andere unbeleuchtet. Im konkreten Fall ist es das Feld der Armenfürsorge. Zu welchen inhaltlichen Verengungen es führen könnte, wenn man seine Quellenrecherche auf diesen Bereich beschränkte, liegt auf der Hand: Man könnte zu der problematischen Verallgemeinerung gelangen, die meisten beeinträchtigten Menschen in Mittelalter und Früher Neuzeit seien hilflose Fürsorgeempfänger gewesen, so wie es Pascal Doriguzzi tut, der apodiktisch behauptet: »Le sort de la plupart des infirmes oscille de la mendicité à l'enfermement jusqu'à la Révolution de 1789.«[63]

60 Vgl. Schattner, *Zwischen Familie, Heilern und Fürsorge*, Stanislav-Kemenah, »Von der Hand Gottes berührt?«. Ähnliches zeigt Geoffrey L. Hudson für die Gesuche um die Auszahlung von Invalidenpensionen oder die Aufnahme in das Hospital von Chelsea, welche englische Kriegsveteranen stellten: Hudson, »Arguing Disability«.

61 »Leipziger Armenordnung. 1704«, S. 138.

62 Dreves, *»…leider zum größten Theile Bettler geworden…«*, S. 67.

63 Doriguzzi, *L'Histoire politique de l'handicap*, S. 30.

© Campus Verlag GmbH

Auf welcher Quellengrundlage kann also eine Arbeit entstehen, die bestrebt ist, möglichst allen Diskursen auf die Spur zu kommen, in denen in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert körperliche und sensorische Beeinträchtigungen thematisiert wurden? Turner hat für seine Studie zum England des 18. Jahrhunderts einen gangbaren Weg darin gefunden, ein breites Spektrum ganz unterschiedlicher Quellen auszuwerten: Wörterbücher, Benimm- und Anstandsratgeber, Witzbücher, Selbstzeugnisse von Angehörigen der sozialen Elite, Aussagen armer Menschen in Gerichtsprotokollen, religiöse Traktate, literarische Werke.[64]

Für die vorliegende Arbeit werden Quellengattungen benutzt, die Turner ebenfalls herangezogen hat: Zeitungen und Zeitschriften. Diese Entscheidung fiel in der Hoffnung auf die inhaltliche Universalität, welche einer klassischen Definition Otto Groths zufolge zu den vier Hauptmerkmalen des Mediums Zeitung gehört.[65] In der pressegeschichtlichen Literatur stößt man indes häufig auf Einschätzungen, welche für die Zeitungen des Untersuchungszeitraumes ein anderes Bild entwerfen. So schreibt Jürgen Wilke über diese: »Politische und militärische Ereignisse und Sachverhalte standen im Vordergrund, andere Themen – Wirtschaft, Recht, Religion, Kultur – kamen nur am Rande vor. Noch war die inhaltliche Universalität nicht so groß wie später.«[66] Die Quellenrecherche hat gezeigt, dass die Hoffnung auf die inhaltliche Universalität des Mediums Zeitung ebenso gerechtfertigt war wie die Hinweise der Pressehistoriker, dass von dieser bei den frühneuzeitlichen Periodika nur bedingt die Rede sein könne. Zeitungen und Zeitschriften haben sich als Quellengattungen erwiesen, aus denen es möglich ist, eine Fülle unterschiedlicher Diskurse zu rekonstruieren – aber dies hat sich als ein mühseliges Unterfangen erwiesen. Und dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts in erster Linie von der großen Politik und von den zahlreichen Kriegen der Epoche handelten und sämtliche anderen Themenbereiche in ihnen letztlich nur Nischen besetzen konnten. Zum Thema der großen Politik wurden Beeinträchtigungen in dieser Zeit aber höchst selten.

Ein anderes Merkmal, das es erschwert, ein für dieses Medium eher marginales Thema wie Beeinträchtigungen und beeinträchtigte Menschen

64 Vgl. Turner, *Disability in Eighteenth-Century England.*

65 Die drei anderen Charakteristika in Groths Definition sind: Periodizität, Aktualität und Publizität. Vgl. Würgler, *Medien*, S. 35.

66 Wilke, »Pressezensur«, S. 36.

© Campus Verlag GmbH

über einen langen Untersuchungszeitraum hinweg zu rekonstruieren, ist formaler Natur: Die Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts hatten ganz überwiegend noch keine aussagekräftigen Schlagzeilen. Über den Artikeln standen lediglich Ortsmarken in Verbindung mit dem Datum, an dem ein Korrespondentenbrief an den Verleger geschickt worden war. »Warschau / vom 16. Januarii«, »Weichselstrom-Strom / den 17. Jan.«, »Wien / den 14. Januarii« – so waren beispielsweise drei Meldungen überschrieben, die in einer Ausgabe des *Nordischen Mercurius* im Jahr 1711 veröffentlicht wurden.[67] Unter solchen für die Recherche wenig hilfreichen Ortsmarken wurde von Ereignissen ganz unterschiedlicher Art berichtet, die sich meist – aber keineswegs immer – am jeweiligen Korrespondenzort zugetragen hatten.

Für die französischsprachigen und deutschen Zeitungen, die für die vorliegende Arbeit ausgewertet wurden, heißt das: Um Texte zu finden, in denen Beeinträchtigungen und beeinträchtigte Menschen thematisiert wurden, mussten ausgewählte Jahrgänge komplett gesichtet werden. Da es keine Schlagzeilen gab, war ein Überfliegen der einzelnen Ausgaben kaum möglich. Die folgenden Zahlen mögen einen Eindruck davon vermitteln, in welchem Verhältnis Aufwand und Ertrag standen. Der *Hamburgische Unpartheyische Correspondent* kam pro Jahrgang auf einen Umfang von etwa 800 Seiten. Gefunden wurden: im Jahrgang 1734 fünf relevante Texte, im Jahrgang 1743 drei, im Jahrgang 1750 siebenundzwanzig, im Jahrgang 1761 zehn, im Jahrgang 1770 dreizehn und im Jahrgang 1780 sechzehn.

Bei den britischen Zeitungen war eine gänzlich andere Vorgehensweise möglich. Denn die Zeitungssammlung der British Library für das 17. und 18. Jahrhundert, die *Burney Collection Newspapers*, wurde bereits vor etwa einem Jahrzehnt digitalisiert und ist im Volltext durchsuchbar.[68] Mit frei wählbaren Stichworten kann parallel in mehreren Hundert Zeitungstiteln recherchiert werden.[69] Ein einziges Beispiel mag illustrieren, welche völlig anderen quantitativen Dimensionen die so erzielten Rechercheergebnisse im Vergleich zu den oben genannten Zahlen für eine deutsche Zeitung haben: Für das Stichwort »blind« erhält man in den *Burney Collection News-*

67 Nordischer Mercurius, Nr. 8, 27. Januar 1711, S. [3f.].

68 Vgl. folgende – durchaus auch kritische Einschätzungen – zur Arbeit mit den digitalisierten *Burney Collection Newspapers*: Marshall/Hume, »Joys, Possibilities, and Perils«; May, »Assessing the Inclusiveness«; Noblett, »Digitization«.

69 Für die *Burney Collection Newspapers* wird angegeben, dass sie 1271 Zeitungen enthalten. Viele Titel wurden aber nicht komplett erfasst. Vgl. Nicholson: »Digital Turn«, S. 60.

© Campus Verlag GmbH

papers mehr als 29.000 Treffer. Diese Zahlenverhältnisse – hier 77 Texte in sechs Jahrgängen des *Unpartheyischen Correspondenten*, die irgendeine körperliche oder sensorische Beeinträchtigung thematisieren, dort mehr als 29.000 Texte, die das Wort »blind« enthalten – haben Auswirkungen auf die Frage, inwiefern die vorliegende Arbeit als eine im strengen Sinne vergleichende verstanden werden kann. Diese Auswirkungen werden im nächsten Abschnitt diskutiert.

In den *Burney Collection Newspapers* wurde unter den folgenden Lexemen gesucht: »disabled«, »invalid«, »lame«, »cripple«, »blind«, »deaf«, »dwarf«, »giant«. Die beiden letztgenannten Suchbegriffe zielten darauf, Texte zu finden, die sich auf die Zurschaustellung von Menschen mit außergewöhnlicher Körpergestalt bezogen. Das Stichwort »blind« führte zu der weitaus höchsten Trefferzahl, gefolgt von »deaf« mit 11.893 Treffern für die Jahre 1650–1799. Dass diese beiden Lexeme, die Sinnesbeeinträchtigungen bezeichnen, in einer so großen Zahl von Text gefunden wurden, verweist auf ein Problem der Arbeit mit den *Burney Collection Newspapers*. Der weitaus größte Teil der Treffer besteht aus Texten, in denen diese Wörter metaphorisch verwendet wurden. Welche Aussagekraft Redewendungen wie »blinde Eifersucht« für die Disability History haben, ist aber schwer einzuschätzen (vergleiche Kapitel 6.5).

Andere Suchbegriffe ergaben ›falsche‹ Treffer. So erhält man unter »cripple« mehrere Artikel über ein Rennpferd dieses Namens – vielleicht ein Fall von britischem Humor. Ein- und derselbe Artikel aus ein- und derselben Zeitung wird in den *Burney Collection Newspapers* nicht selten drei- oder viermal in der Trefferliste aufgeführt. Werbeanzeigen für chirurgische Therapien und für Arzneien wurden über Jahre oder Jahrzehnte hinweg immer wieder abgedruckt. Die Datenbank gibt jede dieser neuerlichen Veröffentlichungen als eigenen Treffer an. Das Inserat einer Mrs. Cater, die beanspruchte, Blinden das Augenlicht zurückgeben zu können, erschien beispielsweise im Jahr 1720 in derselben Zeitung nicht weniger als 32-mal.[70] Redaktionelle Beiträge einer Zeitung wurden häufig von anderen Zeitungen nachgedruckt. Auch hier verzeichnet die Datenbank jeden Wiederabdruck logischerweise als neuen Treffer. Aus alldem ergibt sich, dass die Menge der eigenständigen und tatsächlich inhaltlich aussagekräftigen Texte, die in den *Burney Collection Newspapers* gefunden wurden, weitaus

70 Vgl. für die früheste gefundene Veröffentlichung dieser Anzeige im Jahr 1720 Weekly Journal or Saturday's Post, Nr. 57, 2. Januar 1720, S. 343.

© Campus Verlag GmbH

geringer war als es die drei-, vier- oder sogar fünfstelligen Trefferzahlen für die oben genannten Suchbegriffe zunächst vermuten lassen.

Die ›echten‹ von den ›falschen‹ Treffern abzusondern, ist aber nur möglich, nachdem man auf jeden Text in der Ergebnisliste zumindest einen kurzen Blick geworfen hat. Daraus folgt, dass zwingend eine Strategie entwickelt werden musste, um die Zahl der zu bearbeitenden Treffer zu reduzieren. Dies wird umso notwendiger, je weiter man zeitlich voranschreitet. Das Problem, große Trefferzahlen zu bewältigen, stellt sich für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr viel dringlicher als für das 17. Jahrhundert. So liefert eine Recherche unter dem Stichwort »deaf« für die Dekade 1651–1660 nur vier, für die Dekade 1781–1790 aber 1705 Treffer. Von 11.893 Treffern für die Jahre 1650–1799 stammen nur 49 aus der Zeit bis zum Ende des Jahrs 1700. Das hat mich zu der pragmatischen Lösung bewogen, bei Stichworten mit vier- oder gar fünfstelligen Trefferzahlen bis zur letzten Dekade des 17. Jahrhunderts *alle* Treffer durchzusehen, in den ersten Dekaden des 18. Jahrhunderts die Treffer für ein Jahr je Jahrfünft und für das übrige 18. Jahrhundert für ein Jahr pro Dekade.

Der starke Anstieg der Trefferzahlen für Lexeme, die Beeinträchtigungen bezeichnen, lässt im Übrigen *nicht* den Schluss zu, dass diese in der britischen Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts zu einem Thema von immer größerer Relevanz geworden seien. Um diese Hypothese zu falsifizieren, wurden die Trefferzahlen in den *Burney Collection Newspapers* für vier Lexeme untersucht, die mit dem Themenfeld »Beeinträchtigung« nichts zu tun hatten: »king«, »forest«, »house« und »girl«. Auch bei ihnen lässt sich für die drei Zeitschnitte 1651–1660, 1701–1710 und 1781–1790 eine Vervielfachung der Trefferzahlen nachweisen, wie die folgende Tabelle zeigt:

© Campus Verlag GmbH

Tabelle 1: Trefferzahlen in den Burney Collections Newspapers für vier nicht behinderungsbezogene Suchbegriffe

	1651–1660	1701–1710	1781–1790
king	1.798	15.710	116.662
forest	0	1	1.447
house	8	96	41.618
girl	8	201	6.859

Offenkundig sind die steigenden Trefferzahlen für behinderungsbezogene ebenso wie für nicht-behinderungsbezogene Suchbegriffe in den *Burney Collection Newspapers* weitgehend mit mediengeschichtlichen Entwicklungen und einer steigenden Überlieferungsdichte der Sammlung zu erklären.[71] Die britische Presse wuchs im Untersuchungszeitraum immer mehr an. Das gilt sowohl für die Zahl der Zeitungen als auch für ihre Erscheinungsfrequenz, den Umfang der einzelnen Ausgaben und die Menge der insgesamt verkauften Zeitungsexemplare.[72] Schon das kann teilweise erklären, warum sich in der Sammlung der British Library *jedes beliebige* Lexem im Zeitverlauf immer häufiger finden lässt. Hinzu könnte kommen, dass der Schulleiter und Geistliche Charles Burney, der die Sammlung ab 1781 anlegte, die Zeitungen in umso größerer Vollständigkeit sammeln konnte, je jünger ihr Erscheinungsdatum war.[73]

Aus anders gelagerten arbeitsökonomischen Gründen war es auch für die französischsprachigen und deutschen Zeitungen, die teils im Original, teils als Papierkopien, teils als Mikrofilme, teils in einer digitalen Edition ohne Suchfunktion erforscht wurden, nicht möglich, alle Jahrgänge im

71 Um solche dem Untersuchungsgegenstand äußerliche Faktoren zu eliminieren, hätte man die Entwicklung der Trefferzahlen für ein festgelegtes Sample von Zeitungen über die Jahrzehnte hinweg untersuchen können. Diese Methode stellt Bob Nicholson vor. Vgl. Nicholson, »Digital Turn«, S. 67–70.

72 So wuchs nach Schätzungen von Bob Harris die Gesamtzahl aller innerhalb eines Jahres in Großbritannien verkauften Zeitungsexemplare von ca. 2,5 Millionen im Jahr 1713 auf ca. 12,6 Millionen im Jahr 1775. Vgl. Harris, *Politics*, S. 12. Die Zahl der in London erscheinenden Zeitungen mit politischer Berichterstattung wuchs von zwölf im Jahr 1746 auf 52 im Jahr 1811. Vgl. ebd., S. 14.

73 Vgl. Troide, »Burney, Charles«.

© Campus Verlag GmbH

Untersuchungszeitraum auszuwerten.[74] 66 Jahrgänge (1734–1799) des *Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten* à je 800 Seiten wären für einen Einzelnen fast ebenso schwer zu bewältigen gewesen wie die gut 29.000 Treffer für den Suchbegriff »blind« in den *Burney Collection Newspapers*. Viele der untersuchten Zeitschriften erschienen allerdings nur über relativ kurze Zeiträume und damit in einem überschaubaren Seitenumfang, so etwa *Le Babillard* (1778–1779), die *Relationes Curiosae* (1683–1689) oder *Der Freydenker* (1741–1743). Sie konnten komplett ausgewertet werden. Bei den anderen Publikationen wurde, je nach Erscheinungsdauer und Überlieferungslage, ein Jahrgang je Jahrfünft oder ein Jahrgang je Dekade ausgewertet.

Die primär analoge Recherche konnte für den deutschen Untersuchungsraum digital erweitert werden, und zwar durch die von der Universitätsbibliothek Bielefeld digitalisierten Rezensionsorgane und Literaturzeitschriften des Zeitraums 1750–1850, in denen eine Art von Volltextsuche möglich ist.[75] Ein Mitarbeiter der Deutschen Presseforschung in Bremen hat für die dort archivierten Zeitungen des 17. Jahrhunderts einen Schlagwortkatalog angelegt. Dieser wurde ebenfalls benutzt. Auf diese Weise konnten einzelne einschlägige Artikel aus Zeitungen gefunden werden, die nicht systematisch ausgewertet worden sind. Für den Untersuchungsraum Großbritannien wurde die primär digitale Recherche analog erweitert: Die bedeutenden Zeitschriften *The Tatler* (1709–1711) und *The Spectator* (1711–1712) wurden in modernen Editionen ausgewertet.[76] Für die Periodika, die den Kern des Quellenkorpus' bilden, ergibt sich so das folgende Bild:

Großbritannien: *Burney Collection Newspapers* (1.271 Zeitungen von den Anfängen des Pressewesens im frühen 17. Jahrhundert bis 1799). Die

74 Recherchiert wurde in der Bibliothèque nationale de France, in der Bibliothèque historique de la ville de Paris, in der Forschungsstelle deutsche Presseforschung in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen sowie im Institut für Zeitungsforschung in Dortmund. Mit Originalen konnte nur in der Bibliothèque historique de la ville de Paris gearbeitet werden. In einer digitalen Edition auf CD-Roms wird die *Gazette d'Amsterdam* in der Bibliothèque nationale de France zur Verfügung gestellt.

75 Der Titel des Projektes lautet: »Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Rezensionsorgane und Literaturzeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Sprachraum«. Eine Volltextsuche mit frei wählbaren Stichworten wie bei den *Burney Collection Newspapers* ist nicht möglich. Die digitalisierten Volltexte wurden aber mit einem Index verknüpft, sodass es möglich ist, nach den in diesem Index enthaltenen Stichwörtern zu suchen. Vgl. http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufklaerung/projekt.htm, 16.9.15.

76 Vgl. *The Tatler*; *The Spectator*.

© Campus Verlag GmbH

beiden »moral weeklies« *The Tatler* und *The Spectator* (1709–1711 und 1711–1712).

Frankreich/französischer Sprachraum: *Mercure Galant/Mercure de France* (ein Jahrgang pro Dekade zwischen 1690 und 1780).[77] *Gazette d'Amsterdam* (ein Jahrgang pro Dekade zwischen 1692 und 1780).[78] *Journal des Savants* (ein Jahrgang pro Dekade zwischen 1665 und 1750). Zwei moralische Wochenschriften (*Le spectateur Français*, *Le Babillard*) und zwei Zeitungen des Typs »affiches« (*Affiches, annonces et avis divers*; *Affiches, annonces et avis divers, ou Journal général de France*: ausgewählte Jahrgänge aus den 1750er- bis 1780er-Jahren).[79] Eine Zeitung der Revolutionszeit: *Le Républicain. Journal des hommes libres de tous les pays* (jeweils die ersten sechs Monate der Jahrgänge 1794 und 1796)

Deutschland: Die von der Universitätsbibliothek Bielefeld digitalisierten Rezensionsorgane und Literaturzeitschriften des Zeitraums 1750–1850. Der *Nordische Mercurius* (1665–1730; ein Jahrgang pro Jahrfünft, soweit es die Überlieferung in der Deutschen Presseforschung erlaubte). Der *Hamburgische* Unpartheyische *Correspondent* (1734–1780; ein Jahrgang pro Jahrzehnt).[80] Die *Königliche privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung* (Jahrgänge 1733, 1764, 1779, 1780, 1800). Die *Erbaulichen Ruh=Stunden* (Jahrgang 1676). Die *Relationes Curiosae* (1683–1689, vier Bände, komplett ausgewertet).[81] *Der Freydenker* (1741–1743, komplett ausgewertet). *Der Menschenfreund* (Jahrgang 1737). Die *Wöchentliche Hallische Frage- und Anzeigungsnachrichten* (Jahrgänge 1729–30). Die *Nachrichten von niedersächsischen berühmten Leuten und Familien* (1768/69, komplett ausgewertet).

Die Zeitungen und Zeitschriften wurden durch einige nicht-periodische Publikationen ergänzt. An erster Stelle sind hier Schaustellerzettel zu nennen, mit denen für die Auftritte von Menschen geworben wurde, die aufgrund ihrer außergewöhnlichen Körpergestalt ein zahlendes Publikum anziehen konnten. Ich habe vor einigen Jahren einen Aufsatz publiziert, der auf zwei Sammlungen der British Library beruhte, die solche Werbe-

77 Vgl. Vincent, *Mercure galant*.

78 Vgl. Rétat (Hg.), *Gazette d'Amsterdam*.

79 Zur Gattung der »affiches«, die den deutschen »Intelligenzblättern« ähnelten und wie diese zu Vorläufern der Lokalpresse wurden, vgl. Feyel, *L'annonce et la nouvelle*, S. 931–1274.

80 Vgl. zum *Nordischen Mercurius* Böning, *Welteroberung*, S. 81–91 sowie Tolkemitt, *Correspondent*.

81 Vgl. zu dieser ersten wissenspopularisierenden deutschen Zeitschrift Böning, *Welteroberung*, S. 199–207; Egenhoff, *Berufsschriftstellertum*; Schock, *Text-Kunstkammer*.

© Campus Verlag GmbH

medien enthalten.[82] Dabei hat sich erwiesen, dass die Schaustellerzettel es erlauben, eine hochinteressante Form der Inszenierung von körperlichen Beeinträchtigungen zu rekonstruieren. Daher wollte ich auch in der vorliegenden Arbeit nicht auf ihre Auswertung verzichten – auch wenn sie in einem primär aus Periodika zusammengesetzten Quellenkorpus einen Fremdkörper darstellen. Für die Habilitationsschrift konnten die englischen Werbezettel durch deutsche ergänzt werden, die in einer neueren Publikation reproduziert worden sind.[83]

Daneben sind zur Kontextualisierung der Texte aus Zeitungen und Zeitschriften einige monographische Werke herangezogen worden, darunter drei, die zu den bekanntesten Quellen für die Disability History des 18. Jahrhunderts gehören. Dabei handelt es sich zum Ersten um zwei Selbstzeugnisse beeinträchtigter Menschen aus dieser Zeit: Den Essay des Parlamentsabgeordneten William Hay, der in diesem seine Erfahrungen als kleinwüchsiger Mensch mit einem verkrümmten Rücken verarbeitet, und die Memoiren des sehr kleinwüchsigen Polen Joseph Boruwłaski, der darin von seinem Leben als Liebling der europäischen Höfe und als »Körpersensation« berichtet.[84] Zum Zweiten wurde Diderots *Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient* aus dem Jahr 1749 herangezogen.[85] Diese Schrift des französischen Philosophen gilt als bahnbrechend, weil sich in ihr ein Autor intensiv und relativ vorurteilsfrei mit der Psychologie blinder Menschen auseinandersetzte.

Wie oben bereits angedeutet, erschweren die unterschiedlichen Profile der Quellenkorpora und die unterschiedlichen Methoden der Quellenerhebung in den drei Untersuchungsräumen vergleichende Aussagen, insbesondere solche quantitativer Natur. Mit Zahlen belegen zu wollen, dass eine bestimmte Art der Deutung einer bestimmten Beeinträchtigung in einem der drei Untersuchungsräume üblicher gewesen sei als in einem der anderen, ist unter diesen Umständen nur mit aller Vorsicht möglich. Es ist einerseits bedauerlich, dass die französischsprachigen und deutschen Zeitungen der Epoche nicht digitalisiert vorlagen beziehungsweise nicht in einer Weise digitalisiert worden sind, die es ermöglichen würde, eine große

82 Vgl. Schmidt, »Körpersensationen«.
83 Vgl. Hofmann-Randall, *Einblattdrucke*.
84 Vgl. Hay, *Deformity*; Vgl. Boruwlaski, *Memoires*.
85 Vgl. Diderot, *Lettres sur les aveugles*.

© Campus Verlag GmbH

Zahl von Titeln gleichzeitig im Volltext zu durchsuchen.[86] Wie Bob Nicholson hervorgehoben hat, haben digitale Sammlungen, in denen dies möglich ist, das Potenzial »to extend the boundaries of research and answer questions that were previously unanswerable«.[87] Das gilt gerade für Projekte wie das vorliegende, deren Ziel es ist, Diskursgeschichte in einer *Longue durée*-Perspektive zu betreiben. Hätte es ein französisches und ein deutsches Pendant zu den *Burney Collection Newspapers* gegeben, hätte die vorliegende Studie sicherlich auf einer breiteren Quellengrundlage geschrieben werden können und so noch fundiertere Ergebnisse geliefert.

Andererseits hat die analoge Suche in französischsprachigen und deutschen Zeitungen und Zeitschriften in dieser Arbeit auch eine Korrektivfunktion erfüllt, und zwar in dreierlei Hinsicht: 1. Die Möglichkeit der Volltextsuche in einer Online-Sammlung birgt die Gefahr in sich, nur noch einzelne Texte zu lesen, ohne ihren Publikationskontext zur Kenntnis zu nehmen. Wie die Zeitungsausgabe aussah, in der ein Artikel erschien, nimmt man nur noch wahr, wenn man es sich explizit vornimmt. Es ist in den *Burney Collection Newspapers* möglich, sich bei jedem Treffer die gesamte Zeitungsseite anzeigen zu lassen und in der jeweiligen Ausgabe zu ›blättern‹ – aber das tut man aus Gründen der Zeitökonomie nur selten. Die analoge Suche nötigt den Historiker dagegen dazu, nicht nur die für ihn relevanten Texte wahrzunehmen, sondern das Medium »Zeitung« oder »Zeitschrift« als Ganzes.

2. Dieser Umstand kann den Forscher vor einer Illusion bewahren, welche die Volltextsuche produziert: Vor der Illusion nämlich, dass das eigene Thema in dem untersuchten Quellenkorpus von großer Bedeutung gewesen sei. Mehr als 29.000 Treffer können suggerieren, das Thema »Blindheit« sei in der Presse des 17. und 18. Jahrhunderts omnipräsent

86 Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts im Bestand der Deutschen Presseforschung in Bremen wurden in den Jahren 2013–2015 in einem von der DFG geförderten Projekt digitalisiert. Eine Volltextsuche ist leider nicht möglich, weil Texte in Frakturschrift bislang nicht mit OCR erschlossen werden können. Vgl. http://brema.suub.uni-bremen.de/zeitungen17, 19.9.2015. Eine ganze Reihe französischsprachiger Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts ist in den letzten Jahren ebenfalls online zugänglich gemacht worden, in den meisten Fällen über »Gallica«, die digitale Bibliothek der Bibliothèque nationale, oder über Google Books. Einen Überblick mit Links liefert die folgende Website: http://gazetier-universel.gazettes18e.fr/, 19.9.2015. Eine so komfortable und zuverlässige simultane Suche im Volltext einer Fülle von Zeitungstiteln, wie sie die *Burney Collection Newspapers* ermöglichen, ist aber über diese Online-Ressourcen nicht möglich.

87 Nicholson, »Digital Turn«, S. 62.

© Campus Verlag GmbH

gewesen. Tatsächlich war es ein Randthema. Die teils mühselige und frustrierende Suche auf Papier oder Mikrofilm führt dies vor Augen, und das ist durchaus heilsam. 3. Die Volltextsuche in einer digitalen Quellensammlung kann immer nur so gut sein wie die Suchbegriffe, die dem Forscher einfallen. Es ist nahezu unvermeidlich, dass ihm relevante Texte entgehen, weil seine Suchbegriffe in ihnen nicht vorkamen. Die analoge Suche kann solche Lücken füllen.

Die Wahl der Untersuchungsräume und die Möglichkeiten und Grenzen eines vergleichenden Ansatzes

Es ließen sich viele inhaltliche Gründe dafür finden, in dieser Arbeit Großbritannien, Deutschland und Frankreich zu untersuchen – und durch die Auswertung der *Gazette d'Amsterdam* ein Leitmedium der französischsprachigen Eliten Europas im 18. Jahrhundert einzubeziehen. Doch gebietet es die wissenschaftliche Aufrichtigkeit, festzuhalten, dass ein sehr pragmatisches Kriterium ausschlaggebend war: Die Wahl dieser drei Untersuchungsräume war nicht zuletzt von den Sprachkenntnissen des Verfassers geleitet. Ich bin davon überzeugt, dass auch Kombinationen anderer Untersuchungsräume für die hier verfolgten Fragestellungen relevante Ergebnisse liefern würden. Möchte man allerdings mit Zeitungen und Zeitschriften als Quellen arbeiten, spricht die Quellenlage für Großbritannien, Frankreich und Deutschland. Denn in diesen drei Ländern entwickelte sich Zeitungs- und Zeitschriftenwesen im 17. und 18. Jahrhundert besonders lebhaft, sodass ihre Presselandschaften zu den vielfältigsten in Europa gehörten.[88] Auch ist die Pressegeschichte aller drei Länder gut erforscht.

88 Im 17. Jahrhundert wies Deutschland die quantitativ größte Zeitungslandschaft Europas auf, im 18. Jahrhundert Lüsebrink zufolge die quantitativ reichste Presselandschaft (Zeitungen und Zeitschriften). Vgl. Wilke, *Grundzüge*, S. 50; Lüsebrink, »Horizons médiatiques«, S. 27. Der britischen Presse des 18. Jahrhunderts bescheinigt Wilke eine »unübersehbare Zahl von Titeln«. Wilke, *Grundzüge*, S. 148. In Frankreich wurde die Entwicklung politischer Zeitungen durch eine starke staatliche Kontrolle gehemmt. Kompensiert wurde dies durch die zahlreichen im Ausland gedruckten französischsprachigen Zeitungen (»gazettes périphériques«) und durch einen florierenden Zeitschriftenmarkt. Benhamou zufolge wurden in Frankreich zwischen 1614 und 1789 rund 1200 Zeitungen und Zeitschriften publiziert. Vgl. Benhamou, »Lecture publique«, S. 283.

© Campus Verlag GmbH

Es fällt leicht, eine Reihe von Unterschieden zwischen den drei Untersuchungsräumen zu benennen, die sich auf die Wahrnehmung und Deutung von Beeinträchtigungen ausgewirkt haben *könnten*, und die demnach einen Vergleich methodisch produktiv machen könnten. Unterschiede auf der Ebene der Verfassungssysteme: Hier Frankreich und Großbritannien als zentralistische Staaten, dort das Heilige Römische Reich als ein föderales System, in dem sich Staatsbildung vor allem auf der Ebene der einzelnen Territorien vollzog. Hier Frankreich mit einer relativ schwach ausgeprägten ständischen Vertretung, dort Großbritannien mit seinem Parlament, mit dem die Monarchen nach der Glorreichen Revolution die Macht teilen mussten; gleichsam dazwischen das Reich, das als Ganzes ständisch verfasst war und in dessen Territorien die Ständeversammlungen teils mehr, teils weniger Mitspracherechte besaßen.

Unterschiede auf der außenpolitischen Ebene: Hier die beiden Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich, die bereits globale Ambitionen verfolgten, dort das eher nach innen gekehrte Alte Reich. Hier die Seemacht Großbritannien, dort Kontinentalmächte innerhalb des Reichssystems wie Habsburg und Preußen; gleichsam dazwischen Frankreich als Kontinentalmacht mit Seemachtambitionen.

Unterschiede auf der religiösen Ebene: Hier das protestantische Großbritannien (mit dem überwiegend katholischen Irland als einer Art von kolonialem Annex), dort das katholische Frankreich; gleichsam dazwischen das gemischtkonfessionelle Reich. Hier der englische Anglikanismus, der dogmatisch stark unter calvinistischem Einfluss stand, dort der deutsche Protestantismus, der stark lutherisch geprägt war, obgleich es natürlich auch reformierte Territorien gab.

Schließlich Unterschiede in sozioökonomischer Hinsicht: Hier Großbritannien, wo – auf Kosten der Kleinbauern – die Produktivität der Landwirtschaft bereits im 17. Jahrhundert so gesteigert worden war, dass im 18. Jahrhundert Hungersnöte weitgehend der Vergangenheit angehörten; dort Frankreich und Deutschland, wo sie zur selben Zeit noch furchtbar wüten konnten. Hier Großbritannien, wo die Glorreiche Revolution die Entwicklung von Handels- und Finanzkapitalismus beschleunigt hatte; dort Frankreich und das Reich, wo diese Prozesse langsamer abliefen. Hier Großbritannien, wo die Frühindustrialisierung bereits im 18. Jahrhundert einsetzte; dort Frankreich und das Reich, wo dies erst im 19. Jahrhundert geschehen sollte.

© Campus Verlag GmbH

Jeder Differenz zwischen den drei Untersuchungsräumen ließe sich auch eine Gemeinsamkeit gegenüberstellen: In allen Untersuchungsräumen strebten die Herrscher zumindest bis ins späte 18. Jahrhundert nach konfessioneller Homogenität: Großbritannien duldete Minderheiten von protestantischen Nonkonformisten und von Katholiken, diskriminierte sie aber. Die französische Krone war immer weniger bereit, die protestantische Minderheit zu dulden, griff im späten 17. Jahrhundert zu massiver Repression gegen sie und trieb zahlreiche Hugenotten ins Exil – nicht zuletzt in die beiden anderen Untersuchungsräume, ins Reich und nach Großbritannien. Katholiken wurden in protestantischen Territorien des Reiches geduldet, aber diskriminiert; Protestanten waren in den katholischen Territorien teils noch offener Repression ausgesetzt, die sie in die Flucht trieb. Alle drei Untersuchungsräume wurden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der wissenschaftlichen Revolution und später von der Aufklärung erfasst – Großbritannien früher, Frankreich und das Reich etwas später. In allen drei Untersuchungsräumen war eine alte agrarische und handwerkliche Welt lebendig; in allen drei Untersuchungsräumen veränderte sich aber das Wirtschaftsleben: Korporative Ordnungsvorstellungen, von den Zünften vertreten, gerieten unter Druck; Gelehrte entwickelten neue ökonomische Theorien, die einer Idee des freien Marktes nahekamen. In allen drei Untersuchungsräumen veränderten sich Konsumgüter und Konsumentenverhalten, was wesentlich eine Konsequenz der Europäischen Expansion war.

Übereinstimmungen, weitgehend parallele Entwicklungen, lassen sich auch in Bereichen feststellen, welche in diesem Buch direkt thematisiert werden. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Armenpolitik folgte im Wesentlichen überall denselben Grundprinzipien und zeigte ähnliche Entwicklungstendenzen – so wurden Werk- und Arbeitshäuser erstmals in England im 16. Jahrhundert eingerichtet und ab dem 17. Jahrhundert auch in Frankreich und im Reich eingeführt. In allen drei Untersuchungsräumen nahm sich der Staat im Untersuchungszeitraum stärker der Versorgung von Kriegsinvaliden an, als dies zuvor der Fall gewesen war. In allen Untersuchungsräumen zeichnete sich in der Deutung missgebildeter Neugeborener ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein – freilich keineswegs linearer und widerspruchsfreier – Säkularisierungsprozess ab. In allen Untersuchungsräumen beanspruchten Quacksalber, Beeinträchtigungen der Sinne heilen zu können und konnten dies in einigen Fällen tatsächlich.

© Campus Verlag GmbH

In allen drei Untersuchungsräumen wuchs im 18. Jahrhundert das Interesse an Fragen der Blinden- und Gehörlosenbildung.

Frankreich, Großbritannien und das Alte Reich waren durch eine komplexe Beziehungsgeschichte miteinander verbunden, die in einer vergleichenden Untersuchung zu berücksichtigen ist. Nicht zuletzt wirkten die Zeitungen und Zeitschriften, die den Quellenkorpus dieser Arbeit bilden, als kulturelle Transmissionsriemen zwischen den Untersuchungsräumen. Stéphane Haffemeyer spricht schon für das 17. Jahrhundert von einem »système de l'information périodique à l'échelle de l'Europe«.[89] Zeitungen und Zeitschriften waren Medien einer wechselseitigen Beobachtung unterschiedlicher Gesellschaften. Zeitungsredakteure übernahmen Artikel aus den Zeitungen der anderen Untersuchungsräume. Philipp Ther weist darauf hin, dass die Transfergeschichte den Vergleich immer berücksichtigen müsse, weil die historischen Akteure, die Institutionen oder Praktiken aus anderen Ländern übernahmen, dies auf der Grundlage von Vergleichen taten, aus denen sie meist folgerten, dass es im eigenen Land ein Defizit zu beheben gelte.[90] Zeitungen und Zeitschriften waren ein Medium solcher Vergleiche. Angeeignet wurden auch publizistische Konzepte und Formate.[91] Ein gutes Beispiel ist die Vorbildwirkung der beiden britischen Zeitschriften *Tatler* und *Spectator* insbesondere im Alten Reich. Die deutschen Moralischen Wochenschriften waren durch diese »moral weeklies« inspiriert. In Frankreich gelang zwar die Übernahme dieses Modells nach Einschätzung der neueren Presseforschung nur unvollkommen.[92] Doch ein Titel wie *Le Spectateur Français* belegt, dass die Absicht hierzu vorhanden war.[93]

Was folgt aus alldem für die Art und Weise, wie in dieser Studie mit dem grenzüberschreitend erhobenem Quellenmaterial umgegangen wird? Der historische Vergleich kann viele Formen annehmen. Als die klassischste Form erscheint mir der individualisierende oder kontrastierende Vergleich, der zwei oder mehr Untersuchungsräume vor allem mit der Zielsetzung in den Blick nimmt, Unterschiede zwischen ihnen herauszuarbeiten und sie zu erklären.[94] Ein gutes Beispiel hierfür sind die zahlreichen

89 Haffemeyer, »Transferts culturels«, S. 26.

90 Vgl. Ther, »Comparisons«, S. 207f.

91 Vgl. Lüsebrink, »Horizons médiatiques», S. 29.

92 Vgl. Boulard, »Spectator's Curtailed Legacy«, S. 144–161.

93 Marivaux, *Spectateur Français*.

94 Dies entspricht der Einschätzung von Heinz-Gerhard Haupt und Jürgen Kocka: Komparativ arbeitende Historiker legten »meist auf das Kontrastieren mehr Wert als auf

© Campus Verlag GmbH

Arbeiten der 1980er- und 1990er-Jahre, die Deutschland mit Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten verglichen, um auf verschiedenen Feldern einen »deutschen Sonderweg« nachzuweisen.[95]

Als vergleichend in diesem Sinne versteht sich die vorliegende Studie nicht. An ihrem Ende wird nicht die These stehen, es habe je spezifische britische, französische und deutsche Wahrnehmungen beeinträchtigter Menschen gegeben. Ich habe es vor dem Beginn der Quellenauswertung für möglich gehalten, dass in Großbritannien der Behinderungsdiskurs der Moderne bereits im 18. Jahrhundert entstanden sein könnte, während dies in den anderen Untersuchungsräumen noch nicht der Fall gewesen sei. Denn in Großbritannien setzte die Industrialisierung früher ein als in Frankreich und im Reich. In ihr sehen viele Vertreter der Disability Studies einen entscheidenden Faktor für die Exklusion beeinträchtigter Menschen in der Moderne (vergleiche Kapitel 1.1).[96] Doch um ein Ergebnis der Arbeit vorwegzunehmen: Die Art und Weise, wie körperliche und sensorische Beeinträchtigungen thematisiert wurden, unterschied sich in Großbritannien auch am Ende des Untersuchungszeitraums nicht so signifikant von dem, was sich in der französischsprachigen und deutschen Presse nachweisen lässt, dass man von einem britischen ›Sonderweg‹ sprechen könnte.

Mehrere Gründe sprechen dagegen, diese Arbeit als einen kontrastierenden historischen Vergleich anzulegen. Zum Ersten sind die im vorhergehenden Abschnitt dargelegten Asymmetrien in der Form der Quellenerhebung zu nennen. Die besorgte Frage des komparativ arbeitenden Historikers, ob »Unterschiede mit der Quelle oder mit der historischen Wirklichkeit zu tun haben«, ließe sich vor diesem Hintergrund allzu oft nicht mit hinreichender Sicherheit beantworten.[97] Anzunehmen ist, dass Differenzen oft im ausgewerteten Quellenmaterial begründet sind und nicht in tatsächlich voneinander abweichenden Diskursen. Dies gilt insbesondere für Aussagen, für die der Quellenkorpus nur eine ganz geringe Zahl von Belegstellen liefert.

Proto-eugenische Ideen wurden beispielsweise nur in zwei Artikeln gefunden, die im späten 18. Jahrhundert in deutschen Zeitschriften erschie-

---

das Generalisieren« und seien »stärker an den Unterschieden als an den Gemeinsamkeiten der Vergleichsobjekte interessiert«. Haupt/Kocka, »Historischer Vergleich«, S. 24.

95 Vgl. Ther, »Comparisons«, S. 206.

96 Vgl. beispielsweise Gleeson, »Disability Studies«.

97 Kaelble, *Der historische Vergleich*, S. 108.

© Campus Verlag GmbH

nen. Der eine rät dazu, auch körperlich beeinträchtigte statt wie bisher nur »wohlgestaltete« Männer in den Krieg zu schicken, damit die Letzteren größere Chancen erhielten, sich fortzupflanzen.[98] Der anonyme Autor des anderen Textes warnt Frauen davor, Männer zu heiraten, die bestimmte Krankheiten in sich trügen. Nicht nur würden sie sich unglücklich machen, sondern mit Sicherheit auch kranke Kinder gebären, die dem Staat nur zur Last fallen würden.[99] Es wäre aber voreilig, aus diesen beiden Beispielen zu schließen, dass bereits im 18. Jahrhundert die Anfänge eines deutschen ›Sonderwegs‹ erkennbar seien, der im 20. Jahrhundert im eugenischen Wahn der Nationalsozialisten gemündet sei. Denn es ist gut möglich, dass entsprechende Vorstellungen auch in den beiden anderen Untersuchungsräumen bereits gelegentlich artikuliert worden sind – in anderen Quellengattungen als den hier untersuchten; oder in Zeitungen oder Zeitschriften, die nicht in den Quellenkorpus aufgenommen wurden; oder in Jahrgängen der hier untersuchten Zeitungen und Zeitschriften, die nicht ausgewertet worden sind.[100] Tomasso Campanella sah schon im frühen 17. Jahrhundert für seinen utopischen »Sonnenstaat« vor, dass Experten darüber entscheiden sollten, wer mit wem Kinder zeugen dürfe.[101] Auch dies kann schon als eine proto-eugenische Idee gelten.

Zum Zweiten wäre es bei einem kontrastierenden Vergleich nicht damit getan, Unterschiede in der Wahrnehmung und Deutung von Beeinträchtigungen zu benennen – was in dieser Arbeit selbstverständlich geschieht, wo sich solche beobachten lassen. Vielmehr müsste der Anspruch eingelöst werden können, zumindest mit einiger Plausibilität auch ihre wahrscheinlichen Ursachen zu bestimmen.[102] Das erscheint mir aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt und beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht möglich. Die in Frage kommenden Variablen können nicht isoliert werden. Denn die Wahrnehmung und Deutung von Beeinträchtigungen in einer historischen oder aktuellen Gesellschaft, so lautet meine Hypothese, lässt sich nicht auf einige wenige Faktoren zurückführen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sich in ihr nahezu alle Facetten einer Kultur niederschlu-

98 Vgl. Project, wie man die wohlgestaltete Menschen erhalten, starke Leute zum Landbaue erziehen, und die Anzahl der Soldaten vemehren könne, in: Neues Hamburgisches Magazin, Bd. 19, 1778, 109. Stück, S. 40–56.

99 Ehestandskandidaten, in: Almanach für Ärzte und Nichtärzte, 1784, S. 196–214.

100 Turner weist auf proto-eugenische Ideen britischer Autoren hin, die den oben angeführten ähneln. Vgl. Turner, *Disability in Eighteenth-Century England*, S. 46.

101 Vgl. Campanella, *Der Sonnenstaat*, S. 131–135.

102 Vgl. Haupt/Kocka, »Historischer Vergleich«, S. 13.

© Campus Verlag GmbH

gen. Vertreter der Disability History haben des Öfteren das Potenzial der Analysekategorie »Behinderung« hervorgehoben, wie die Kategorie »Geschlecht« einen neuen Zugang zu einer Fülle historischer Phänomene zu eröffnen. So schreibt beispielsweise Katherine J. Kudlick: »Just as gender and race have had an impact well beyond women and people of color, disability is so vast in its economic, social, political, cultural, religious, legal, philosophical, artistic, moral, and medical import that it can force historians to reconsider virtually every concept, every event, every ›given‹ we have taken for granted.«[103] Es ist gleichsam die andere Seite dieser Medaille, dass kulturelle Konstruktionen von »Behinderung« nur mit einem ausgeprägt multifaktoriellen Ansatz erklärt werden können.

Zum Dritten kann ein kontrastierender Vergleich nicht bestimmend für das Forschungsdesign der vorliegenden Arbeit sein, weil er die Existenz eines einzigen *tertium comparationis* voraussetzen würde. Dieses müsste der eine Behinderungsdiskurs sein, dessen Varianten in den einzelnen Untersuchungsräumen untersucht werden könnten. Die Existenz eines von anderen Diskursen abgrenzbaren, mit einem Behinderungsdispositiv verbundenen Behinderungsdiskurses kann aber für den Untersuchungszeitraum ausgeschlossen werden. Kontrastierende Vergleiche sind also in der vorliegenden Untersuchung durchaus möglich – aber sie können nur auf der Ebene der Thematisierungsweisen einzelner Phänomene von Behinderung im Rahmen einzelner Diskurse vorgenommen werden.

Soweit diese Arbeit eine komparative ist, ist für sie daher die Idee des generalisierenden Vergleichs leitend, der in den Worten Otto Hintzes darauf zielt, »ein Allgemeines zu finden, das dem Verglichenen zugrunde liegt«.[104] Wenn hier nicht ein Untersuchungsraum, sondern deren drei in den Blick genommen werden, dann dient dies dazu, in einem noch wenig erkundeten Forschungsfeld Aussagen auf einer möglichst breiten Basis treffen zu können. Das Ziel ist es, zeigen zu können, dass bestimmte Muster der Deutung und argumentativen Funktionalisierung verkörperter Andersheiten nicht lediglich das Produkt einer national oder konfessionell gebundenen Kultur waren, sondern charakteristisch für eine west- und mitteleuropäische Diskurslandschaft. Auch solche Befunde sind natürlich noch mit Arbeiten zu anderen Regionen Europas abzusichern. Die vorliegende Studie kann auf diese Weise eine Basis für spätere Untersuchungen legen, in denen kontrastierende Vergleiche vorgenommen werden könnten.

103 Kudlick, »Disability History«, S. 766f.

104 Zitiert nach: Haupt/Kocka, »Historischer Vergleich«, S. 11.

© Campus Verlag GmbH

Zum Aufbau des Buches

Dieses Buch umfasst sechs Kapitel und ein Fazit. Die Kapitel eins und zwei legen ausführlich die theoretischen und methodischen Grundlagen der Studie dar. Die Kapitel drei und vier dienen der Kontextualisierung. Die Kapitel fünf und sechs sind der Quellenanalyse und -interpretation gewidmet.

Das erste Kapitel geht den Fragen nach, wie die Kategorie »Behinderung« in den Disability Studies und der Disability History konzeptualisiert wird und inwieweit die vorliegende Arbeit die Konzepte dieser beiden Disziplinen teilt beziehungsweise von ihnen abweicht. Das erste Teilkapitel untersucht in kritischer Perspektive die Geschichtsentwürfe, die in den beiden oben genannten miteinander verwandten Disziplinen vorherrschend sind und als deren gemeinsamer Nenner Modernisierungskritik und eine korrespondierende vergleichsweise positive Sicht der Vormoderne genannt werden können. Es soll gezeigt werden, dass diese Interpretationsmuster zwar partiell berechtigt sind, zum Teil aber auch auf einer einseitigen Sicht auf Quellen und die Ergebnisse der historischen Forschung beruhen. Das zweite Teilkapitel dient einer Auseinandersetzung mit dem ausgeprägt konstruktivistischen Verständnis von »Behinderung«, das in den Disability Studies und der Disability History vorherrscht. Ohne in einen Essenzialismus zu verfallen, soll deutlich gemacht werden, wo die Grenzen einer solchen ausschließlich konstruktivistischen Sichtweise liegen. Auf diese Weise wird herausgearbeitet, von welcher Konzeption von Behinderung die vorliegende Arbeit ausgeht. Hierzu dient auch eine kurze kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie in den Disability Studies die Theorien Michel Foucaults rezipiert worden sind.

Das zweite Kapitel legt dar, von welchem Verständnis von Diskurs und Diskursgeschichte die Arbeit ausgeht. Im ersten Teilkapitel geht es um die Frage, wie das Verhältnis von Diskursen und menschlichen Körpern, insbesondere beeinträchtigten Körpern, gedacht werden kann. In dieser Frage finden gegenwärtig in der Körpergeschichte wie in den Disability Studies Ansätze große Beachtung, die Körper als durch Diskurse nahezu beliebig formbar konzipieren. Demgegenüber soll deutlich gemacht werden, dass Diskurse, um wirkmächtig zu werden, Grenzen zu beachten haben, die der (beeinträchtigte) Körper ihnen setzt. Zugleich wird die These vertreten, dass Behinderungsdiskurse zwar historischem Wandel unterliegen, dieser aber meist nur langsam ablaufen dürfte und Kontinui-

© Campus Verlag GmbH

täten nicht ausschließt. Das zweite Teilkapitel begründet ausführlich die in der Einleitung skizzierte Hypothese, dass es im Untersuchungszeitraum noch keinen spezifischen Behinderungsdiskurs gegeben habe, wobei zum Ersten begriffsgeschichtlich, zum Zweiten diskurstheoretisch argumentiert wird. Das dritte Teilkapitel erklärt, wie angesichts dieses Befundes dennoch eine Diskursgeschichte von Behinderung im 17. und 18. Jahrhundert geschrieben werden kann. Im Kern geht es hier um die Frage, wie die Diskurse definiert und voneinander abgegrenzt werden können, in denen Beeinträchtigungen und beeinträchtigte Menschen häufig thematisiert wurden.

Das dritte Kapitel gibt einen Forschungsüberblick zur Geschichte körperlich und sensorisch beeinträchtigten Menschen in der Frühen Neuzeit. Dieser fällt knapper aus, als es in einer Habilitationsschrift erwartet werden mag. Das liegt nur zum Teil daran, dass, wie bereits angedeutet, die Forschungslage noch relativ unbefriedigend ist. Der Hauptgrund liegt vielmehr darin, dass die meisten Teilkapitel in den der Quellenanalyse gewidmeten Kapiteln fünf und sechs die jeweils relevante Forschungsliteratur kurz diskutieren. Die Forschungslage zu Themen wie dem Monsterdiskurs des 16. und 17. Jahrhunderts, der Zurschaustellung beeinträchtigter Menschen, der Invalidenversorgung oder dem Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht wird darum im dritten Kapitel nur knapp umrissen werden.

Im vierten Kapitel wird der mediengeschichtliche Hintergrund skizziert. Es stellt in einer vergleichenden Perspektive dar, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede die britischen, französischsprachigen und deutschen Zeitungen und Zeitschriften aufwiesen. Indem der Frage nachgegangen wird, wer die Produzenten und wer die Rezipienten dieser Periodika waren, wird es möglich, die Repräsentativität und Reichweite der in dieser Arbeit untersuchten Äußerungen abzuschätzen.

Das fünfte Kapitel ist das umfangreichste dieses Buches. In ihm werden die Wahrnehmungen und Deutungen von Beeinträchtigungen und beeinträchtigten Menschen im Rahmen jener vier Diskurse rekonstruiert, in denen diese regelmäßig thematisiert wurden: Im Diskurs der Armut und Armenfürsorge, im Diskurs der außergewöhnlichen Körperlichkeit, im Diskurs der Krankheit und Heilung und im pädagogischen Diskurs. In allen Fällen wird die Quellenanalyse mit historischer Kontextualisierung verbunden. Denn es ist wichtig, die Eigenlogik dieser Diskurse zu verstehen, und das wäre nicht zu erreichen, beschränkte man sich auf eine Auswertung jener Aussagen, die sich unmittelbar auf beeinträchtigte Menschen

© Campus Verlag GmbH

beziehen. So ist es bedeutsam zu realisieren, dass die Leitdifferenz frühneuzeitlicher Armenpolitik nicht »behindert«–»nicht-behindert« war, sondern »würdig«–»unwürdig«. Menschen, die im 17. und 18. Jahrhundert zur Schau gestellt wurden, waren nicht zwangsläufig beeinträchtigt.

Das sechste Kapitel stellt eine zweite Ebene der Quellenanalyse dar. Zum Ersten können hier Aussagen über Beeinträchtigungen und beeinträchtigte Menschen analysiert werden, die nicht im Rahmen der vier oben erwähnten Diskurse gemacht wurden. Zum Zweiten wird hier das Quellenmaterial in verschiedenen Perspektiven diskursübergreifend interpretiert. Gefragt wird danach, in welcher Weise im 17. und 18. Jahrhundert Bezüge zwischen körperlichen und sensorischen Beeinträchtigungen und wichtigen gesellschaftsstrukturierenden Kategorien wie Geschlecht, Religion und Arbeit hergestellt wurden. Gefragt wird ebenso danach, in welcher Weise Beeinträchtigungen, die wahrscheinlich primär mit materieller Armut assoziiert wurden, im Zusammenhang mit Angehörigen der sozialen Eliten thematisiert werden konnten. Untersucht werden hier auch Formen der rhetorisch-argumentativen Funktionalisierung von Beeinträchtigungen. Schließlich wird die vergleichende Perspektive, die in dieser Arbeit über weite Strecken implizit bleibt, in einem abschließenden Teilkapitel in den Vordergrund gestellt. In diesem wird diskutiert, welche Übereinstimmungen und Unterschiede in der Wahrnehmung und Deutung von Beeinträchtigungen zwischen den drei Untersuchungsräumen nachgewiesen werden konnten. Ebenso wird hier nach Kontinuitäten und Wandlungsprozessen gefragt.

© Campus Verlag GmbH